Herder's Werke.

Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe.

Einundzwanzigster Theil.

Kleinere Schriften
aus der Vor-Weimarer Zeit.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

bis auf ihren Ursprung untersuchen könne. Je bedeutender ihm die von der Berliner Akademie angeregte Frage an sich und in ihrer Beziehung zu der Entwickelung der Menschheit erschien, je mehr sie ihn diese Zeit über beschäftigt und er sich möglichst in den Besitz aller vorhandenen Nachrichten über die Sprachen der sogenannten „wilden" Völker gesetzt hatte, um so lebhafter drängte es ihn, durch Lösung der von einer in so hohem Ansehen stehenden Akademie gestellten Aufgabe die Sache zu fördern, indem er den göttlichen Ursprung der Sprache als eine in sich unbegründete, der Würde der Gottheit ebenso wenig wie dem Wesen des Menschen und seiner Sprache gemäße Aufstellung abwies, und zugleich durch den dadurch erlangten Ruf seiner Aussicht auf Berlin, welcher er noch immer nicht entsagt hatte, Vorschub zu leisten. Den Entschluß zur Bearbeitung der Preisaufgabe faßte er schon bei seinem Aufenthalte in Nantes, im October 1769. Damals schrieb er an Hartknoch: „Ich denke, folgendes Jahr, will's Gott und gute Bibliotheken, auf meinen Reisen über eine andere Preisfrage zu wetteifern, über die der Berlin'schen Akademie: Comment est-il à expliquer que des hommes abandonnés à leur facultés se forment une langue? eine vortreffliche, große und wahrhaftig philosophische Frage, die recht für mich gegeben zu sein scheint. Lassen Sie mir diese kleine phantastische Idee: man muß sich durch Schläge mit seinen selbsteigenen Armen erwärmen, wenn das Wetter zu kalt ist, und durch Ideen begeistern, wenn keine andern Musen erscheinen." Hatte er auch auf der Reise, die ihn nach Paris und über Holland und Hamburg nach Eutin führte, manches darauf Bezügliche gesammelt, zur Ausführung kam es erst in Straßburg, wohin er am 5. September 1770 mit dem Prinzen von Eutin gelangt war, und zwar, als er schon das Verhältniß zum Prinzen gelöst und die Augenoperation sich vorgesetzt hatte, die gegen Ende October begann. Herder's Gattin berichtet, er habe dazu in Straßburg, so viel es die Augencur erlaubte, die öffentlichen Bibliotheken besucht, auch die dortigen Gelehrten ihn mit Büchern versorgt. Letzteres ist freilich wenig glaublich, da er dort keine Bekanntschaften gemacht zu haben scheint. Erst die zweite Operation gelang, allein die erwarteten glücklichen Folgen zeigten sich nicht, und es ergab sich die Nothwendigkeit eines dritten Versuches. Die Vollendung der Abhandlung erfolgte wol erst kurz vor Ablauf der gesetzten Frist. Von den dreißig zeitig eingegangenen Arbeiten erhielt die Herder'sche

in der öffentlichen Sitzung vom 6. Juni 1771 den in einer Medaille von 50 Ducaten bestehenden Preis; sechs andere, drei in deutscher, zwei in lateinischer und eine in französischer Sprache, erhielten das Accessit. Das Urtheil des Berichterstatters (Sulzer) lautete: Elle est en deux parties conformément à la division du problème. Mais dans la seconde l'auteur ne fait point d'hypothèse qui montre la chose comme possible. Il prétend monter qu'elle a dû nécessairement arriver et qu'il était impossible qu'elle n'arrivât point. Il veut prouver que la première pensée de l'homme était un langage intérieur; mais il me semble qu'il ne fait pas assez voir comment en est né le langage extérieur; il s'arrête d'avantage au perfectionnement de ce langage. La pièce est supérieurement pensée et écrite. Schon am 15. wünschte Nicolai ihm Glück zu dem erhaltenen Preise. Wie wenig ihn dieser Preis der Akademie gerührt, sprach er bald darauf gegen seine Braut aus. Er fürchte dabei vielen Widerspruch, Fragen und Streitschriften; die Schrift sei voll neuer Sätze, werfe ganze Wissenschaften von Lieblingsideen über den Haufen, und es müsse, da sie schon die neunundzwanzigste der eingesandten Lösungen gewesen, viele Neider geben, was für ihn eine unangenehme Aussicht, da er sein Streitgewehr so ziemlich verscharrt habe und haben gewollt. Die Akademie änderte mit seiner Einwilligung einzelne Aeußerungen über Personen, wie er selbst im August seinem Freunde Hartknoch meldete. Nicolai schrieb ihm am 6. September, er freue sich über diese Herder erzeigte Ehre, weil er ihn hochschätze und er sein Freund sei, weil er ein Deutscher sei und die so französisch gesinnte Akademie beinahe wider Willen die Verdienste der Deutschen von Zeit zu Zeit erkennen müsse, endlich weil dadurch Klotzens Verleumdungen gehemmt würden.

Erst am 25. Januar 1772 sandte ihm Nicolai auf seinen Wunsch drei Exemplare seiner Preisschrift. Da er zu wissen verlangt, wie man in Berlin darüber urtheile, erwiderte er: „Man lobt es im Ganzen sehr als eine scharfsinnige Untersuchung, die mehr leistet, als einer der Vorgänger geleistet hat, und uns der Wahrheit viel näher bringt. Aber man tadelt allgemein an Ihrer Schreibart, die sonst so lebhaft und körnicht ist, die Begierde zum Sonderbaren." Herder war, als er die Preisschrift gedruckt las, darüber „erstaunt und verwirrt". „Sie war so flüchtig, in Eile, in den letzten Tagen des Decembers gemacht,"[1]) schreibt er gegen Mitte Februar an Nicolai; „die Ein-

1) Das dürfte kaum ganz der Wahrheit gemäß sein, wenn auch die letzte

Vorbemerkung des Herausgebers.

Im vorliegenden Bande vereinigen wir die vier kleinern, selbstständig erschienenen Schriften, die vor die Weimarer Zeit fallen; sie sind in den Jahren 1765, 1770 und 1774 geschrieben.

Die erste: „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?" [1]) ist eine Festschrift des im zweiundzwanzigsten Jahre stehenden Collaborators an der Domschule in Riga zu der am 12. October 1765 stattfindenden Beziehung des neuen Gerichtshauses, welche die Domschule am Nachmittage durch eine besondere Feier beging. Der Rector der Schule, Gottlieb Schlegel, lud zu letzterer durch eine Abhandlung ein, welche in seiner trockenen, gelehrt geistlosen Manier die Frage „über die Würde der Städte durch Rathhäuser" behandelte. Herder ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, in einer edlern, seinen menschlichen und bürgerlichen Antheil bezeichnenden Weise durch diese Schrift, welche auf den Wunsch des Rathes, des Patrons der Domschule, gedruckt wurde, den für Riga so wichtigen Tag zu feiern. Irrig ist die Angabe des Bürgermeisters Wilpert aus Riga, Herder habe die Abhandlung bei der Schulfeier vorgetragen. Mit Weglassung der auf die Feier bezüglichen Stellen wurde die Schrift in den Hamburger „Unterhaltungen" (Januar 1766) ohne Herder's Zuthun abgedruckt. Nach einem erhaltenen schematischen Entwurf hatte die Frage sich ursprünglich auf das römische Publicum und Vaterland beschränkt. In der fünften Sammlung der „Briefe zu Beförderung der Humanität" wurde derselbe Gegenstand ausführlicher behandelt (Werke, Th. XIII. S. 251—280). Die beiden hier verbundenen Fragen hatten Herder anhaltend beschäf-

1) Vgl. Haym, „Herder nach seinem Leben und seinen Werken", I. S 108 ff.

tigt; hier dient die erste, die natürlich verneint wird, eigentlich nur als Einleitung zur zweiten, die Herder mit feuriger Wärme bejaht, um zuletzt in einen begeisterten Preisgesang auf Vaterland und Freiheit auszubrechen, da Schulen, Tempel und auch das neue „in Katharinens Schatten" gebaute Haus dem Vaterlande geweiht seien. Auch seine Antrittsrede an der Domschule hatte er mit einer Ode geschlossen, in welcher er Katharina's Thronbesteigung feierte.[1])

Fünf Jahre später fällt die erste von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift „Abhandlung über den Ursprung der Sprache". Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte Anfangs Juni 1769 die vor dem Schlusse des folgenden Jahres einzuliefernde Preisaufgabe gestellt: En supposant les hommes abandonnés à leur facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d'eux mêmes à cette invention? Dabei wurde bemerkt: On demande une hypothèse qui explique la chose clairement et qui satisfasse à toutes les difficultés. Veranlassung zu dieser Preisaufgabe war eine der Akademie 1756 vorgelesene, zehn Jahre später erschienene Schrift von Süßmilch, in welcher der göttliche Ursprung der Sprache erwiesen werden sollte. Schon in der zweiten Ausgabe der ersten Sammlung der „Fragmente" (1768) hatte sich Herder auf das Entschiedenste gegen den von Süßmilch behaupteten göttlichen Ursprung der Sprache erklärt (Werke, Th. XIX. S. 380 ff.). Diese Hypothese sei „wider die Analogie aller menschlichen Erfindungen, wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten und wider alle Sprachenphilosophie"; Süßmilch habe nur gezeigt, daß „ihm der philologische Geist fehle, das wahre Ideal einer Sprache zu schätzen, der Geist der Geschichte, um die verschiedenen Zeitfolgen und Lebensalter derselben zu prüfen, und am Meisten der Philosophie Genius, sie als eine Entwickelung der Vernunft und als eine Production menschlicher Seelenkräfte erklären zu können". Auch hatte er sich über die Entwicklung einer Sprache nach den verschiedenen Lebensaltern eines Volkes bereits in der ersten Ausgabe der ersten Sammlung der „Fragmente" (Werke, Th. XIX. S. 21 ff.) ausgesprochen. Er hatte daselbst mit Beziehung auf eine Stelle der „Literaturbriefe" erklärt, er sei das glückliche Genie nicht, das die Sprache

1) Vgl. Herder's Werke, I. S. 251 ff. und XVI. S. 20.

gähnend und schielend, ohne Witz und Wahl, und obgleich er nur im Stande gewesen, die Sprache aus dem Gesichtspunkt der Grammatik anzusehen, scheine er letzterer nicht einmal in seiner Muttersprache gewachsen. „Die Herder'sche Preisschrift, der wir entgegenwünschen," bemerkte er, „wird uns mehr Stoff und Lust zu Untersuchungen von dieser Art geben." Am 30. März 1772 brachten dieselben Zeitungen Hamann's Beurtheilung von Herder's Schrift. Nachdem er darüber gespottet, daß Herder den Preis mit seinem Ungehorsam gegen die Akademie erreicht, da er nicht eine von dieser verlangte Hypothese gegeben, bemerkt er bitter: „Wir finden wirklich in des Herrn Herder's Schreibart viel Action im theatralischen Verstande; wenn aber die Eigenheit und wahre Richtung der Menschheit in der „Besonnenheit" bestehen soll, so haben wir Blätter und Stellen in dieser Preisschrift gefunden, wo die Besonnenheit in einem so unmerklichen Grade bei dem Verfasser gewirkt haben muß, daß das Ecce homo! eher zum „Merkmal" und „Mittheilungswort" des unbesonnenen oder zu menschlichen Kunstrichters dienen möchte." Zu den Worten Herder's: „Der Ursprung [der Sprache] wird also nur auf eine würdige Weise göttlich, sofern er menschlich ist", ruft er: „Hier! hier (beim Leben Pharaonis!), hier ist Gottes Finger! Diese Apotheose, Ἀποκολοκύντωσις oder auch Apophtheirosis schmeckt vielleicht mehr nach Galimathias als die niedrigste und unwürdigste, aber dennoch privilegirte Anthropomorphie." Nach ein paar andern nicht weniger scharfen Hieben schließt Hamann mit der Aufforderung an sich selbst: „Wir hoffen, daß einer unserer Mitbürger, wenn er nicht ganz in seinem Vaterland verwest ist, irgend einen Funken noch aus der Asche seines kleinen Küchenherds anfachen wird, um dabei seine Zweifel und Orakel über den Inhalt und die Richtung der akademischen Frage und ihrer Entscheidung aufzuwärmen. Welche Dulcinee ist eines kabbalistischen Philologen würdiger, als die Individualität, Authenticität, Majestät, Weisheit, Schönheit, Fruchtbarkeit und Ueberschwänglichkeit der höhern Hypothese zu rächen —— von welcher alle Systeme und Sprachen des alten und neuen Babel's ihren unterirdischen, thierischen und menschlichen Ursprung, ihr Feuer (κόσμον τῆς ἀδικίας) herleiten und ihre Auflösung oder Zerstörung zu erwarten haben." Wenn von Unbesonnenheit die Rede sein soll, unbesonnener konnte Niemand über einen alten Freund urtheilen, der etwas auf seinen Ruf und sein äußeres Fortkommen hielt. Es ist nicht zu verwundern, daß

Herder empört war, als ihm Hartknoch am 10. Mai diese herbe Abstrafung vor den Augen von ganz Königsberg mit der Bemerkung sandte, Hamann habe, wie ihm der Buchhändler Kanter sage, noch eine bitterere Schrift gegen ihn in petto. Er erklärte sie Hartknoch gegenüber für ein hämisches Pasquill, das kein Wort zur Sache sage. Mit dem Ton seiner Preisschrift, die er so rasch aufgesetzt, sei er selbst am Wenigsten zufrieden, aber das sei nur Ton, Stil, elendes Mittelwerk; man solle gegen den Inhalt etwas, sei es für, sei es gegen ihn, in die Wagschale legen. „Von Hamann ist die Sache durchaus schlecht. Ich habe ihn nie vorsätzlich beleidigt! und wo es geschehen, war's jugendlicher oder freundschaftlicher Leichtsinn! Ich bin noch mit gutem Herzen von ihm gegangen, habe kein anderes als dies Andenken von ihm bei mir bewahrt. Mit allen Narren von ihm nicht, nur mit den Leuten von ihm und aus meinem Herzen gesprochen (ich bin gewiß, daß es selbst für ihn Leute sein würden), und er nun! .... Ich dachte, ich würde der Einzige sein, von dem er sich auf andere Art trennte, als er sich von Allen getrennt hat. Und nun! und so läppisch! so nichtssagend! An ihn schreiben werde ich nicht; aber meine Maßregeln habe ich genommen. Grüßen Sie ihn und sagen ihm, daß ich seine Schrift, wenn er meine Personalien schont, und das kann ich aus alter Freundschaft fordern, er möge sie übrigens einrichten, wie er wolle, sehr gern und zu meiner Lehre lesen und mich freuen werde, dazu Gelegenheit gegeben zu haben. — — Vermuthlich aber wird er das Letzte gar als ein Pfaffen- und Consistorialrathscompliment ansehn, so wie er mit dem Herrn Herder spielt, den mir doch nur die Akademie gegeben und ich nicht, da ich mir immer das Geschlepp meines Amtes verbat und glaubte, sie werde J. G. Herder hinschreiben. Ich bin überhaupt unglücklich, einen excentrischen Menschen von der Art lebend oder als Schriftsteller nur berührt zu haben: noch mehr aber lebend; man ist bei ihm immer mit Allem in Gefahr. Aber sonst grüßen Sie ihn von Herzen! ich bin so oft bei ihm gewesen und habe mich hingewünscht — indeß er die Recension vielleicht schrieb. Sit!“ Als Hartknoch Hamann von Herder's gerechtem Unmuth schrieb, suchte Dieser ihn am 14. Juni durch einen Brief zu beruhigen, wobei er bemerkte, er verstehe ihn gar nicht mehr, und dies sei ein schlechtes Omen für ihre Freundschaft, in welcher er ihn so unveränderlich voraussetzen könne, als es uns armen Sterblichen

würfe der Gegner, von denen die Akademie eben die Frage wollte gerettet wissen, lagen so nahe vor mir, zehn andere Sachen kamen dazu — ich weiß nicht, welcher Dämon mich beherrscht hat, für die Akademie so schreiben zu können. Was hülf's, wenn die Materie auch noch so aufgeklärt wäre! die Art der Aufklärung verdunkelt mich. Sie nennen es Lebhaftigkeit, mein Freund, und es verdient wahrhaftig andere Namen. — Es kann seine guten Zwecke haben, aber für mich hat's böse. Ich weiß keinen andern Rath als einen kleinen Nachtrag bei eben dem Verleger. Ich könnte ihn mit guten Sachen anfüllen; ich könnte den gemachten Fehler wenigstens selbst auf die beste Art anzeigen und die Gegner präveniren. Aber wenn nur keine Exemplare ausgegeben wären! ausgegeben würden! wenn der Druck noch bis zur Messe fertig würde! O, wie viele Gefälligkeiten können Sie mir in diesem Stücke thun, und wie sehr, wie sehr werde ich sie ewig erkennen! Die Klotzische Schule, mein lieber Freund, hat uns so lange gemeinschaftlich geschmäht. Lassen Sie mich jetzt eben nicht allein, mir selbst eine Schmach auf den Hals zu laden, die ich nicht ganz verdient. . . — Sollte Merian's Auszug [der Preisschrift] [1]) nicht gedruckt werden, sobald ich an den vorigen deutschen Vortrag eine französische Uebersetzung anbände, die das Original frei umgösse? Verleger fände sich gewiß; den nehme ich auf mich: aber Uebersetzer?" Nicolai suchte die leidenschaftliche Aufregung auf eiskalte, von Mißverständniß nicht freie Weise zu beruhigen. „Ich kann es nicht billigen, daß Sie einen Nachtrag machen und darin Ihre Schrift auf gewisse Weise widerlegen wollen," erwiderte er am 18. Februar. „Gesetzt, Ihre Schrift hätte Fehler, so ist es natürlich, daß die Kenner sie doch einsehen, und ich halte es nicht für schicklich, daß der Verfasser selbst sie den Halbkennern zeige, welche sie würden unbemerkt haben hinschleichen lassen. Sie würden ohnedem aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe Ihre Schrift mehr erniedrigen,

---

Niederschrift und Vollendung erst kurz vor dem Ablauf der Frist erfolgt sein mag. Gegen Hamann bemerkt er am 1. August, er habe die Abhandlung zu Straßburg geschrieben, da er eben die Reise mit dem Erbprinzen nach Italien antreten sollte; aber schon am 20. September hatte er dem Prinzen seine Trennung von ihm erklärt. Goethe erzählt (Werke, Th. XXI. S. 177), bald nach seiner Bekanntschaft (im October) habe Herder ihm die schon ihrer Vollendung nahe Arbeit in einem lesbaren Manuscripte heftweise mitgetheilt. Herder täuschte sich wol selbst darüber, als ihm beim Lesen der gedruckten Schrift der Ton derselben mißfiel.

1) Aus dem Berichte Merian's findet sich ein Auszug in den Mémoires de l'Académie 1771, S. 17—20.

als sie es verdiente. Was die Zusätze betrifft, so würden es nur Zusätze und keine zusammenhangende Abhandlung werden, und noch dazu eilfertige Zusätze, weil Sie wenig Zeit übrig haben. Ich rathe Ihnen also, diese Materie jetzt ruhen zu lassen, bis entweder Herr Voß Ihre Abhandlung neu auflegen will, oder bis Sie etwa einmal einige Ihrer Aufsätze in ein Bändchen sammeln; alsdann können Sie diese Materie mit Muße und von Neuem überdenken. Sie können Ihre Abhandlung, soweit Sie es für gut finden, umarbeiten; für jetzt sein Sie zufrieden, daß sie gut ist, das Bessere kann sich immer künftig finden. — Herr Voß hat die Fortsetzung der Mémoires [der Akademie] und folglich auch die Preisschriften in Verlag genommen; wegen der Preisschriften aber hat er mit der Akademie die Verabredung gemacht, daß er nicht verbunden ist, die französischen Auszüge oder die concurrirenden Stücke zu drucken. Es wird daher Herrn Merian's Auszug nicht gedruckt werden. — Weil Sie Ihre Schrift gern wollen französisch übersetzt haben, so müßte man sehn, daß man einen Uebersetzer fände, welches freilich keine leichte Sache sein wird. Doch müßte vorher der Verleger da sein und erklären, wie er die Arbeit bezahlen wollte. Herr Voß schien keine Lust zum Verlage der Uebersetzung zu haben, als ich ihm davon sprach. Ich selbst bin mit allzu vielem andern Verlag beschäftigt, daß ich nicht kann, so gern ich auch wollte." Herder ärgerte sich über diese Kälte und stand um so mehr von einer Ergänzung seiner Preisschrift ab, an welcher ihm eigentlich nur der an die „Fragmente" und die „kritischen Wälder" erinnernde Ton verdroß, der ihm bei den ernsten Gelehrten Schaden thun könne, als eben sein Hauptverleumder Klotz gestorben war. Als er am 21. Februar die Preisschrift an seinen neuen Freund Heyne in Göttingen schickte, schrieb er: „Sie sei Ihnen Alles, nur im Tone nicht Bild meiner Seele." Leider kam Dieser erst spät zum Lesen der Schrift, die ihm sehr lehrreich war.

Großen Aerger bereitete Herder sein alter Freund Hamann, mit dem er seit längerer Zeit außer Verbindung stand. Dieser zeigte in den „Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen" am 27. December 1771 eine bei Hartknoch erschienene Schrift, „Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache", an, die, wie Herder später vom Verleger vernahm, von dem Hofmeister Dietrich Tiedemann aus Bremervörde war, dem spätern Geschichtschreiber der Philosophie. Hamann erklärte die Philosophie des Verfassers für schal und seicht, seine Beispiele seien

Inhalt.

terdrückende Schatten stehen, wehe der zarten Sprosse! Wenn da Lustseuchen des guten Geschmacks herrschen, daß die gute Luft gar enge wird — wehe Dir, rascher, begehrender Jüngling!

Wie Knechtschaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde, reich zu werden, den Geschmack vergifte; wie endlich der Hunger nach Brod alles Edle in den Staub trete und zerknirsche: darüber spricht Longin[1]) statt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sclaverei, Scheu gegen Wahrheit, gegen Mühe, Verdienst und Ehre ein Abgrund sei, aus dem nichts Gutes erwachse, darüber klagt der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredsamkeit mit edlem Römerherzen.[2]) Was hilft's, unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Namen Geschmack noch ein Vorwurf ist: eilet hinzu, rottet die Dornen, auch mit blutigen Händen, aus, und der Geschmack wird über neue Provinzen herrschen!

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Cabale sich mit Schwefelfackeln in der Hand vereinigen: wohl, auch die Guten können[3]) sich vereinigen! Das Licht der Sonne ist stärker als die Schwefelfackel.

Wenn verführende Muster des Geschmacks herrschen, sprecht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn Ihr könnt, sprecht mit der überwindenden Beredsamkeit des stillen bessern Musters.

Endlich, da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verwest, so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks als nach ihm selber streben. Er ist doch nichts als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit wohlanständigen Kleide. Je mehr wir also diese Humanität[4]) auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß der Geschmack nie mehr eine bloße Nachahmung,

1) De sublim., 9. 3. — D.
2) Dialogus de causis corruptae eloquentiae, 28. Vgl. oben S. 255, Anm. 5. — D.
3) Früher: „lasset". — D.
4) „Humanität" fehlte. — D.

Mode oder gar Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein griechisches und römisches Nationalmedium, das sich bald selbst zerstört, sondern mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit werde! Multa tum et altiora renascentur, quam quae cecidere.[1])

---

1) Freie Anwendung des als Motto der Abhandlung vorgesetzten Horazischen Wortes. — D.

möglich sei. Man sieht, Hamann hatte so wenig Lebensbesonnenheit, daß er meinte, es könne dem Freunde nichts verschlagen, ob er ihn öffentlich höhnisch herunterreiße, es geschehe dies nur aus reiner Freundschaft, und das einem Manne gegenüber, der mit einem bittern Schicksale zu kämpfen hatte. Er übersandte ihm zugleich die sogenannte „Abfertigung" der frühern Beurtheilung, die eine Beilage zum 37. Stücke der Zeitungen unter dem Namen Aristobulus gebracht hatte, in der am Wenigsten Herder vertheidigt wurde. Die sinnreiche Hypothese, welche den Ursprung der Sprache menschlicher Erfindung unterschiebe, ward für einen „losen Einfall einiger Newtonianer diesseits des Wassers" erklärt. Da für die erste Mittheilung der Sprache nur der Weg des Unterrichts möglich sei, der menschliche Unterricht von selbst wegfalle, der mystische zweideutig sei, so bleibe nur der thierische Unterricht übrig. Mit dieser wunderlichen Wendung glaubte Hamann seine Sache gut gemacht zu haben. Das Aergste aber war, daß Hamann ihm seine seltsame Schrift: „Des Ritters von Rosencreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache", nicht überschickte, sondern Herder diese von Nicolai erhielt, der ebenso wenig wie Mendelssohn wußte, was er daraus machen solle. Auf Nicolai's Anfrage erwiderte er am 2. Juli: „Was ich von Hamann's Schrift verstehe, ist dies, daß er zuvörderst die ganze Frage für Wortspiel hält: was menschlich ist, ist göttlich, und wenn Gott durch den Menschen wirkt, wirkt er menschlich. Sofern hat er Recht, davon war aber auch die Frage nicht; alsdann will er, daß Gott dem Menschen die Sprache habe mittheilen müssen, aber nicht mystisch, sondern durch Thiere und die Natur. Darauf er nun nach seiner starken Sinnlichkeit den stärksten Ton legt; der Mensch habe in Allem Wort Gottes gehört, Gott gesehen u. s. w. Das nennen wir prosaische Menschen, er hat sich nach Maßgabe der Natur, der Thiere u. s. w. eine Sprache gebildet. Sie sehen also, hochgeschätzter Freund, daß er eigentlich göttlichen Ursprung behaupten will, ihn aber in der That nur menschlich behauptet, und ich wüßte nicht, so viel ich in seinem Pasquillchen auf meine Schrift Beziehendes enträthsele, was ich nicht, nur mit andern Worten und nicht mit der sinnlichen Intuition weissagend, gedacht, in meinem Aufsatz hingeworfen oder eine Lücke fände." Indessen wollte Herder nicht gern mit Hamann brechen, den er, wie wir aus seinem Briefe an Hartknoch aus dem Mai sehen, als einen excentrischen Menschen fürch-

tete, bei dem man nie sicher sei. Am 1. August erwiderte er Hamann in einem erst am 25. abgegangenen Briefe, er verstehe nicht Alles in seinen beiden Zeitungsstücken und in seinem edlen Rosenkreuzer, dessen Seele Gott selige; er verstehe daraus, so viel er verstehen, nutze, so viel er nutzen könne, aber unbegreiflich sei es ihm, daß ihre Ansichten von einander abwichen. Daß Gott durch Menschen die Sprache wirke, bezweifle Niemand, daß er aber nicht mystisch wirke, sondern durch Natur, Thiere, ein Pantheon von redenden Lauten, ein Dringniß menschlicher Bedürfnisse, nehme er ja entschieden an. Auffallend aber ist es, wenn er, um Hamann zu beruhigen, die Aeußerung thut, er habe vor der Akademie nur in der Leibniz-ästhetischen Maske auftreten können, und sogar hinzufügt: „Auch versichere ich Ihnen, daß die Denkart dieser Preisschrift auf mich so wenig Einfluß hat, haben kann und soll als das Bild, das ich jetzt an die Wand nagle. Eine Schrift über die erste Urkunde der Menschheit, deren erstes Exemplar zu Freund Hamann fliegen oder kriechen wird, wie causae secundae es wollen, wird gerade das Gegentheil zeigen. Und das soll meine erste Schrift sein, die ich [nicht?] „namenlos" schreibe." Nur der Ton der Schrift war ihm selbst mißlich gewesen, noch ehe er ein Wort von Hamann's Tadel erfahren hatte; die Grundanschauung, daß die Sprache eine freie Entwicklung der von Gott in den Menschen gelegten Anlage sei, war seine innerste Ueberzeugung: aber Hamann legte eine Vorstellungsart hinein, die Herder ebenso fremd war als Hamann's mystisches Grübeln. Freilich war die Arbeit in demselben Sinne, wie er es später von seiner „Philosophie der Geschichte" sagt, eigentlich nur die erste, wie er denn wirklich einmal später von einem „zweiten Theile zum Ursprung der Sprache" redet; es schwebte ihm noch eine speculativ-religiöse Begründung vor, aber zu dieser fühlte er sich damals ebenso wenig aufgelegt, als sie zeitgemäß war, und das geschichtliche Ergebniß, dessen Wirksamkeit ihm eben am Herzen lag, blieb davon unberührt. Hamann erwiderte darauf, er lache jetzt selbst über seinen Sokratischen Gram, daß ein Jüngling wie Herder schwach genug sein sollte, den schönen Geistern des Jahrhunderts und ihrem bon ton nachzuhuren. Er hatte unterdessen eine neue Schrift, „Philologische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift", abgefaßt, deren Druck aber auf Herder's Bitte, er möge ihn jetzt ruhen lassen, da er es so sehr nöthig habe, unterblieb. Die Schrift, welche Herder nicht gesehen hatte, ist außer-

ordentlich scharf. Als ein kluger Haushalter eines ungerechten Mammons habe Dieser nur die Offenbarungen und Ueberlieferungen seines Jahrhunderts zum Grunde legen, seinen Beweis auf Sand, Stückwerk, Holz, Heu und Stoppeln bauen können, aber freilich Alles nach der neuesten Bauart seines Zeitalters; ... um durch große Siege hoch zu kommen, habe er eine Satire schreiben müssen für ein arges, ehebrecherisches Geschlecht, das weder Unthier noch Unmensch, sondern ein Ungeheuer sei, mit eisernem Arm, Ameisenbauch und dem Antlitz des Anubis, für ein Geschlecht, das Gott verleugne und eile, reich zu werden, und durch vermischte Verse in Poesie und Prose den Himmel und die Erde zu erobern meine (der Engel des Todes und der Erbe ihrer vollen Scheunen rufe sie bei Namen!), in einem tragisch komischen Jahrhundert, wo sich selbst ein Magus in Europa nicht schäme, mit dem Kopf gegen die Wand zu laufen u. s. w.; es sei ihm überhaupt nicht Ernst gewesen, sein Thema zu beweisen oder auch nur zu berühren. Kurz und gut, er habe die Akademie zum Besten gehabt. Im ersten Theile bewiese er, der Mensch sei kein Thier, der zweite enthalte Gründe, daß der Mensch dennoch ein Thier sei. Mit dieser Sophisterei Hamannischer Laune wurde die Sache natürlich nicht gefördert. Die Handschrift erhielt Friedrich Karl Moser. Abgedruckt wurde sie im vierten Theile von Hamann's Schriften, S. 37 ff. Je ungerechter Hamann über die Preisschrift geurtheilt, um so erfreulicher mußte Herder Lavater's Stimme sein, der an Zimmermann, wie Dieser ihm mittheilte, schrieb, so was sei in Deutschland noch nicht gesehen worden, ein großer Prophet sei wieder unter ihnen aufgestanden, und wahre himmlische Weisheit wolle uns wieder heimsuchen.

Herder ließ zunächst die Untersuchungen über den Ursprung der Sprache (denn er nahm im Gegensatze zu so vielen Naturphilosophen die Abstammung von einem Menschenpaare an) ganz ruhen; sie waren ihm durch Hamann's Wunderlichkeit ganz verleidet worden.[1]) Erst im Jahre 1778 kam er in seiner Schrift

---

1) Im Jahre 1772 war außer der Schrift von Tiedemann noch von J. Nik. Tetens eine „Abhandlung über den Ursprung der Sprache und Schrift" erschienen, im folgenden von R. W. Zobel „Ueber die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vom Ursprung der Sprache", von unbekanntem Verfasser „Entwurf der ältesten Erd- und Menschengeschichte, nebst einem Versuch, den Ursprung der Sprache zu erklären", 1774 Essay synthétique sur l'origine et la formation des langues. Auch im Nachlaß des unglücklichen K. W. Jeru-

„Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“ auf die Sprache zurück, die er, seiner „vorigen Meinung ziemlich zuwider“ als „Medium unseres Selbstgefühls und geistigen Bewußtseins“ erkannte. Ein solcher Stab der Aufweckung habe unserm inneren Bewußtsein zu Hilfe kommen müssen, wie das Licht dem Auge, daß es sehe, der Schall dem Ohr, daß es höre. „So wie diese äußeren Medien für ihre Sinne wirklich Sprache sind, die ihnen gewisse Eigenschaften und Seiten der Dinge vorbuchstabiren, so, glaub' ich, mußte Wort, Sprache zu Hilfe kommen, unser innigstes Sehen und Hören gleichfalls zu wecken und zu leiten.“ [1])

Im Jahre 1783 veranlaßte Herder seinen Freund Hartknoch zur Uebernahme des Verlags einer Uebersetzung des Buches von Lord Monboddo, „On the origin and progress of language“, zu deren erstem Theile er im folgenden Jahre eine Vorrede schrieb. [2]) Hier bemerkte er, daß er dem Verfasser in der Untersuchung vom Ursprung und den Fortschritten der Sprache, da er ziemlich Alles gelesen, was über diesen Gegenstand geschrieben sei und selbst darüber geschrieben habe, willig die Palme reiche. Auch sein Verfahren in Vergleichung mehrerer Sprachen verschiedener Völker auf verschiedenen Stufen der Cultur mit einander billigte er; „und so wäre einmal (gewiß noch nicht so bald!) eine Philosophie des menschlichen Verstandes aus seinem eigenthümlichen Werk, den verschiednen Sprachen der Erde, möglich.“ Kurz vorher hatte er im ersten Theile seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (die Vorrede dazu ist drei Wochen später als die zu Monboddo geschrieben) kurz entwickelt, wie der Mensch zu feineren Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisirt sei (IV. 3). Alle unsere Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, bemerkt er hier, wären unwirksam geblieben, hätte nicht der Schöpfer uns eine Triebfeder gegeben, die sie allein in Bewegung setzt, das göttliche Geschenk der Rede. „Man kann und muß die feinen Sprach-

---

salem, Goethe's Werther, befand sich ein Aufsatz: „Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann“, veranlaßt durch die Berliner Preisaufgabe. Lessing, der die philosophischen Aufsätze Jerusalem's 1776 herausgab, urtheilte, daß Derselbe bündig erweise, was er erweisen solle. Vgl. Lessing's Werke, Th. XVIII. S. 241 ff. Wenn Herder selbst im November 1773 an einen „zweiten Theil zum Ursprung der Sprache“ dachte („Von und an Herder“, II. S. 50), so war dies eben nur ein augenblicklicher Gedanke.

1) Werke, Th. XVII. S. 188 f.

2) Werke, Th. XVII. S. 697 ff.

werkzeuge als das Steuerruder unserer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinne und Gedanken allmählich in Flammen brachte." Nachdem er ausgeführt, warum „der Vater der menschlichen Rede" allen andern Thieren diese „göttliche" Gabe verweigert, heißt es: „Obgleich mehrere Thiere menschenähnliche Sprachorgane haben, so ist doch auch in der Nachahmung keines derselben des fortgehenden Stroms der Rede aus unsrer erhabnen, freien menschlichen Brust, aus unserm engern und künstlich verschlossenen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen und ist, wie Monboddo sagt, der mockbird unter den Geschöpfen der Erde, sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes." Die Frage über den göttlichen Ursprung der Sprache ist hier geschickt abgelehnt.

Auf den Wunsch des Verlegers sah Herder im Jahre 1788 die beiden ersten Berliner Preisschriften zu einer zweiten berichtigten Ausgabe durch, welche beide in einem Bande umfassen sollte. Die Durchsicht vollendete er rasch; am 28. Juli schrieb er die Vorrede, am 6. August reiste er nach Italien. Seine Gattin las die zweite Preisschrift nach seiner Abreise nochmals durch und fand „Alles deutlich und gar schön verbessert". Sachliche Veränderungen unterblieben, obgleich der Verfasser „seitdem hie und da seine Meinung geändert" hatte; „eine Berichtigung oder eine neue Bestätigung und Erweiterung des Inhalts etwa ward einer andern Gelegenheit aufgespart".

Bei seinem spätern Kampfe gegen Kant legte Herder ein sehr bedeutendes Gewicht auf die Sprache, die ein Fundbuch der Begriffe, ein nicht nur gewohntes, sondern unentbehrliches Werkzeug der Vernunft sei. „Mittelst der Sprache lernten wir denken, durch sie sondern wir Begriffe ab und knüpfen sie oft haufenweise in einander. In Sachen der reinen oder unreinen Vernunft also muß dieser alte, allgemeingiltige und nothwendige Zeuge abgehört werden, und nie dürfen wir uns, wenn von einem Begriff die Rede ist, seines Heroldes und Stellvertreters, des ihn bezeichnenden Wortes, schämen."[1]) Den zweiten Theil der „Metakritik" hat Herder deshalb „Vernunft und Sprache" überschrieben. In der „Kalligone" wird als fünfte freie Kunst des Menschen die

1) Werke, Th. XVIII. S. 171.

Sprache bezeichnet. „Zum Beisammensein bedurfte das Menschengeschlecht von früh auf Sprache; nicht ohne Bedürfniß ward sie erfunden, dies Werkzeug der edelsten Geisteskünste, in ihr selbst wahrlich eine schöne Kunst der Menschheit.“ 1) So schlingt sich Herder's hohe Vorstellung von der Sprache als einer Fähigkeit, die dem Menschen ebenso eigenthümlich wie das Denken sei, das sich in ihm verkörpere, deren Entwicklung die Ausbildung des Menschen stetig begleite, durch sein ganzes geistiges Leben. Er stimmte darin mit Hamann überein, der an dem Markknochen: „Vernunft ist Sprache“, wie er sagte, sich zu Tode nagen werde; aber wenn es Hamann „immer finster über dieser Tiefe blieb“, so fand Herder in diesem Satze den festen und klaren Ausgangspunkt seiner lebendigen Betrachtung der Ausbildung der Menschheit, er hing auf das Innigste mit seiner ganzen Anschauung vom Wesen des Menschen und seiner Bestimmung zusammen. Und es ist keines seiner geringsten Verdienste, daß er die so sehr verworrene Frage nach dem Ursprung der Sprache dadurch auf die einzig rechte Bahn lenkte, daß er von der Eigenthümlichkeit des Menschen im Gegensatz zur Thierwelt ausging. Was er sonst mit großem Scharfsinn über die Entwicklung der Sprache ausführte, ist daneben von geringerer Bedeutung; es dient ihm im Grunde auch nur dazu, die wunderlichen Beweise von der Göttlichkeit der Sprache zu widerlegen, die meist ebenso sehr auf falscher Angabe des Thatsächlichen als auf irrigen Schlüssen beruhten. Damals lag die Kenntniß der Sprachen, von denen die hebräische noch immer für die erste von allen galt, in der Kindheit; zu einer wissenschaftlichen Vergleichung der Sprachen waren kaum die ersten Keime gegeben, obgleich erst aus einer gelungenen Lösung dieser Aufgabe sich die schließliche Erledigung der wichtigsten allgemeinen Fragen ergiebt; und was man damals von den Sprachen der sogenannten „wilden“ Völker wissen konnte, war ein sehr kleiner Bruchtheil und größtentheils höchst unzuverlässig und mißverstanden. Aber diesen geringen vorliegenden Stoff hat Herder auf glücklichste Weise benutzt, wenn er auch nicht immer das Richtige traf. Darin versah er es am Meisten, daß er bei der sprachlichen Bezeichnung fast nur das onomatopöetische Element gelten ließ, wenn er auch die wunderliche Herleitung der Sprache aus Interjectionen ganz beseitigte. Auf das Wesen der von Herder's die Menschennatur ahnungsvoll ergrei-

1) Werke, Th. XVIII. S 565.

fendem Geiste gelegten Grundlage baute der sprachgewaltige Wilhelm von Humboldt fort, der gleichfalls die Sprache als die erste nothwendige Stufe betrachtete, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande seien. Die Sprache sei der Geist, der Geist die Sprache eines Volkes; man könne sich beide nie identisch genug denken; die Quelle, in welcher sie zusammenkommen, sei freilich unserm Begreifen unzugänglich. Die Sprache sei die natürliche Entwicklung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage und zugleich die nothwendige Entwicklung des Denkens.[1]) Was nach Humboldt, dem Erben der Herder'schen Anschauung, über die Sprache gedacht und gewonnen worden, beruht durchaus auf dieser Grundlage.[2])

Im Jahre 1850 machte Schelling bei der Berliner Akademie den Vorschlag, die von Herder gelöste Preisaufgabe nochmals aufzustellen; er zog denselben aber zurück und las blos in der Classensitzung vom 25. November einige „Vorbemerkungen zu der Frage über den Ursprung der Sprache",[3]) die sich fast nur auf den Widerspruch beschränken, welchen Herder's Preisschrift bei Hamann fand, ohne aber denselben ins rechte Licht zu setzen. Da fand sich denn der wackere Kämpe für Recht und Wahrheit, Jakob Grimm, den die offenbare Herabsetzung Herder's verletzte, vom Geiste getrieben, als einer der stimmfähigsten Richter in dieser großen Angelegenheit aufzutreten. Schon am 9. Januar 1851 hielt er seinen classischen Vortrag „Ueber den Ursprung der Sprache",[4]) worin er sich wesentlich mit Herder einverstanden erklärt, indem er nachweist, daß die Sprachen ebenso wenig unmittelbar offenbart, als anerschaffen sein können. Und er schließt mit der schönen Anerkennung Herder's: „Enden kann ich nicht, ohne vorher dem Genius des Mannes zu huldigen, der, was ihm an Tiefe der Forschung oder Strenge der Gelehrsamkeit abging, durch sinnvollen Tact, durch reges Gefühl der Wahrheit ersetzend, wie manches Andere, so auch die schwierige Frage von der Sprache Ursprung so erledigt hatte, daß seine ertheilte Antwort noch immer zutreffend bleibt, wenn sie gleich mit mehr

---

1) Auch Alexander von Humboldt betrachtet die Sprachen als „geistige Schöpfungen des Menschen" (Kosmos, I. 383).

2) Vgl. Steinthal, „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten". Dritte Auflage 1877.

3) Jetzt in den Werken, I. 10, 419 ff.

4) Wiederabgedruckt in den „Kleinern Schriften", I. 255 ff.

Gründen, als ihm schon dafür zu Gebote standen, aufzustellen und zu bestätigen ist."

In der hier an dritter Stelle folgenden Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts", griff Herder mit leidenschaftlicher Begeisterung die durch die in Voltaire gipfelnde neuere französische Wissenschaft aufgestellte Ansicht von der Ausbildung der Menschheit an, indem er von der tief in seiner Seele liegenden Anschauung vom Wesen und von der Bestimmung des Menschen ausging, und er kämpfte hier einen so guten und erfolgreichen Kampf, wie Lessing ihn gegen die drei Einheiten des französischen Drama's gefochten. Er hatte diese Abhandlung während der ersten für ihn trübseligen Jahre seines Bückeburger Lebens neben andern Schriften, durch die er „der gelehrten Republik von allen Seiten Stoß zu geben" gedachte, in sich reifen lassen und mancherlei Studien zu ihrer Begründung gemacht. Noch im September 1772 hatte er seinem Verleger Hartknoch geschrieben: „Ich kann jetzt nichts arbeiten und mag nichts. Alles fällt mir aus den Händen, und nichts will so recht aus dem Herzen gehn, wie ich's jetzt allein im Sinn habe, dem Publicum zu geben: indessen in mir, im Herzen arbeitet desto mehr. Und es wird gewiß eine Zeit kommen, da ich's mit ganzer froher göttlicher Seele von mir gebe." Seine Aussicht, nach der Heimführung seiner Braut die Wiedergeburt seines Fleißes zu feiern, ging in Erfüllung. Am 2. Mai 1773 fand zu Darmstadt die Vermählung statt. Seines „lieben Schweizerweibes stiller Anblick und Sitzen vor ihm mit ihrem reinen Angesichtsbilde brachte zur Wirkung", wie er Lavater vertraut, und so bildeten sich die Werke aus, die „so lange im Chaos und täglicher, jahrelanger unnützer Mühe gelegen". Die erste von allen war unsere Schrift. Schon gegen den 10. August kann er Hartknoch melden, diese, deren vollen Titel er ihm mittheilt, „ein sehr schönes Buch", sei fertig. „Mit Voltaire und Harder[1]) hat es zum Glück nichts als den Titel gemein, ist wirklich *meine* Philosophie der Geschichte, muß aber so wenig mit *meinem* Namen genannt werden als je eins. Es ist Feuer darin und glühende Kohlen auf die Schädel unseres Jahrhunderts, wie ich dasselbe kenne und, mit

1) Pastor *Harder* war 1772 an Schlegel's Stelle Rector des Rigaer Lyceums geworden. Hartknoch hatte an Herder geschrieben, Dieser sei, wie er höre, ebenso dumm und eigenliebig wie Schlegel, und noch ein paar Grade boshafter.

andern zusammengehalten, mir denke. Nehmen Sie also das Büchlein und drucken Sie's hübsch in groß Octav wie eine der niedlichen Schriften unseres Jahrhunderts; denn diese ist sehr niedlich." Da er als Verfasser nicht bekannt zu werden wünschte, so mußte die junge Frau die Abschrift übernehmen. Im October gelangte die Handschrift durch Vermittlung von Büdingen aus an den Buchdrucker Ise in Weißenfels; weder Dieser noch der in Hamburg bestimmte Corrector kannte den Verfasser, da Alles über Büdingen ging. Doch gegen Lavater gedachte er dieser und der andern damals von ihm „fortgestoßenen" Schriften, der ersten, die er, wenigstens wie er jetzt fühle, geschrieben habe und haben wolle. Unsere Schrift, deren Namen er zunächst nicht angab, bezeichnete er als „einen Schlüssel zur menschlichen Geschichte, wo sie Nacht und Nebel ist, fürs menschliche Herz". Auch Heyne versprach er die nicht mit Namen genannte Schrift „unter heiliger Rose [der Verschwiegenheit], wenn mein Name, was ich fürchte oder hoffe, nicht von selbst umher schallen wird, weil sich die Urin- und Dreckseher des Stiles ja so vortrefflich auf mich verstehen". Auch den Namen theilte er ihm bald darauf mit. Dagegen deutete er seinem Verleger Hartknoch wiederholt darauf hin, wie viel ihm daran liege, daß sein Name nicht bekannt werde. Auch seines Hofes wegen sei ihm mit der „Philosophie der Geschichte" nicht recht lüstern zu Muthe, da in ihr eben die auch von seinem Fürsten gebilligten Grundsätze des Jahrhunderts bestrichen seien, mit denen man überall läute. Es werde erschrecklichen Lärm machen und buchhändlerisch gut gehen. Der Druck verzögerte sich indessen, besonders da Herder wegen der gräßlichen Druckfehler auf dem ersten Bogen sich die Handschrift zur nochmaligen Durchsicht auf acht Tage zurückkommen ließ. Am 28. Mai 1774 erhielt er durch Hartknoch einige Aushängebogen, leider voll Druckfehler und auf Halbmaculatur, wodurch ihm das Buch verleidet wurde; doch ließ er sich die andern Bogen kommen, um in einer Vorrede die Hauptdruckfehler anzuzeigen. „Mir ist daran nichts gelegen, wann's herauskommt," schrieb er ärgerlich dem Verleger; „ich brauche blos zu wissen, daß es da ist, und im Grunde ist mir lieb, daß es sich nicht Alles auf einmal schüttet, sondern es so allmählich kommt." Am 18. Juni hatte er die Exemplare der Schrift erhalten, sauber gedruckt, aber voll so garstiger Druckfehler, daß diese noch vorn angezeigt werden mußten, weil man sonst das Buch gar nicht lesen könne. Wahrscheinlich wurde die Vorrede, welche das Druckfehlerver-

zeichniß enthielt, nicht allen Exemplaren beigefügt, und zum Unglück lag auch dem spätern Herausgeber weder dieses noch ein von Herder durchcorrigirtes Exemplar vor.

Als er ein solches an Lavater sandte, schrieb er Diesem: „Vergiß, verbirg es, zeige und sage Niemand meinen Namen, aber lies es innig, ärgere Dich nicht, wo ich gefehlt, sondern schreibe mir's und freue Dich, daß Du ein Schweizer und Zürcher bist![1]) Amen! — P. S. Ein zweiter Theil sollte zur Philosophie folgen, der sich auf den ersten bezöge wie Schlüssel auf Schloß, und wo dieser Schlüssel: Religion, Christus, Ende der Welt mit einer glorreichen seligen Entwicklung sein sollte. Weiß nicht, ob ich ihn je schreibe! Den ersten Theil aber mußt Du, Freund, mir also lesen, als ob er das Schloß, zu dem noch kein Schlüssel da ist, sein sollte." Aus Ems, wo Lavater mit Basedow und Goethe zusammengetroffen, schrieb er dem Freunde, wo er in seine „Philosophie" und in seine „Provincialblätter" blicke, sehe er Licht, dagegen Basedow, der den Verfasser nicht wisse, nichts als Nacht. Zimmermann, den er wieder in Pyrmont getroffen hatte, äußerte gegen ihn: „Gedacht habe ich, als ich Ihre Philosophie der Geschichte las, daß ich ebenso lieb eine Seite von diesem Buche möchte geschrieben haben als einen ganzen Gesang von Klopstock's Messiade. Aber es ärgert mich doch denn auch wieder, wenn ich sehe, wie wenige Leute fähig sind, Ihren Stil recht zu fassen, und wie viel also von der Wirkung Ihrer großen Ideen verloren geht. Kommen Sie doch, liebster Herder, etwas mehr zu uns herunter! Schreiben Sie z. B. wie Tacitus (der Uebergang ist leicht) oder wie Montesquieu oder d'Alembert oder Helvetius, aber hören Sie niemals auf, zu denken wie Herder, und dann sehen Sie, was das wirken wird. Brandes[2]) sagte mir vorgestern, daß ein Franzose mit den Ideen, die in Ihrer Philosophie der Geschichte stecken, ganz Europa in Enthusiasmus setzen würde. Wenigstens machen Sie doch, mein Liebster, daß man Sie übersetzen könne, so sind Sie

---

1) Zur Erklärung dieses Zusatzes dient, was er darauf von seinen gleichzeitig erschienenen „Provincialblättern" sagt: „Uebergeb und verzeih wieder die Stellen, die für uns elende Geschöpfe der Monarchie sind, und wenn's um Dich besser ist, genieße, thue mehr und danke!"

2) Hofrath Brandes, dem er seinen Wunsch einer Berufung nach Göttingen mitgetheilt und seine neuen Schriften gesandt hatte. Schon vorher hatte Zimmermann gemeldet, Dieser habe mit Entzücken von seiner „Philosophie der Geschichte" gesprochen und mit Wärme geäußert: „Diesen Mann müssen wir haben!"

alsdann gewiß für ganz Europa ein aufgehendes Licht." Daß er von Heyne außer einem allgemeinen Lobe kein eingehendes Wort über seine Schrift erhielt, schmerzte ihn; auch Hamann, von dem er eine warme Zustimmung erwartet hatte, sagte ihm nur, er habe die „Philosphie" zweimal durchgelaufen, weil er Herder's Bücher nicht langsam lesen könne. Sonst ging es ihm mit den neuen Büchern wie mit der Preisschrift. „Alle schreien gegen Phantasie, Einbildung, Stil," schreibt er, „und Niemand weiß ein Wort gegen die Sache." Als ihm auch sein Freund und Verleger Hartknoch mit Bezug auf den gleichzeitig erschienenen ersten Band der „Aeltesten Urkunde" den Wunsch äußerte, er sollte wirklich seinen Stil ändern, erwiderte er: „An meinem Stil arbeite ich, so viel ich kann, auch an meiner Denkart; das weiß Gott und wird mich in keinen Traum der schlaftrunkenen Ehre gerathen lassen," was ihm Nicolai vorgeworfen hatte. Daß bei ihm das Feuer der Sprache und des Denkens im innigsten Zusammenhange stehe und es ihm unmöglich war, seine Schriften zu zirkeln und zu runden, daran dachte Niemand.

Das Buch that trotz aller Angriffe und Mißverständnisse seine stille Wirkung. Als Herder am 18. April 1781 bei dem Verleger anfragte, welches seiner Bücher er zumeist in zweiter Auflage wünschte, nannte er unter denen, die ihm selbst am Liebsten wären, die „Philosophie der Geschichte", die wirklich so gut gegangen war, daß der Verleger meinte, sie werde sich bald in den Läden verloren haben. Fünfviertel Jahre später meldete er, das Buch sei nicht mehr zu haben und werde sehr oft verlangt. An die Stelle einer neuen Ausgabe traten die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Vgl. Herder's Werke, Th. IX. S. 11 ff. Daselbst S. 8 ff. ist auch ein eingehender Ueberblick unserer „Philosophie der Geschichte" gegeben.

Johann von Müller, der diese Schrift als viertes Stück der von ihm sogenannten „Präludien zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" gab, sagt von ihr in der vom 28. September 1805 datirten Vorrede:

„Allgemeine Vorstellungen gewähren oft ein prachtvolles Schauspiel, das die Sinne erschüttert und das Herz leer läßt; man wird von der Mannichfaltigkeit und Größe der Gegenstände überwältiget: die wahre Weisheit ist die, welche Dir zu Hause kömmt, Wohnung in Deinem Innern macht, Lehre Dir giebt und Kraft im Leben. Das ist der Vorzug der Geschichte vor Theorien. Die der Menschheit, von Herder's Meisterhand, liefert

die Zeichen des Eigenthümlichen jeder Zeit und Nation, wodurch der Sinn der Particularhistorien geöffnet und über diese ein Geist ausgegossen wird.

„Wir betrachten die letzte hier gelieferte Schrift wie eine Skizze des ganzen unvollendeten Gemäldes, welche nicht nur der Uebersicht, sondern selbst des Trostes und der Ermahnung wegen voranzusenden war. Was ist ermüdender, niederschlagender als das Schauspiel der Menschenwelt ohne einen erhabenen, das Ganze fassenden Blick!

„Zwischen zwei undurchdringlichen Finsternissen ein halbverlornes, arbeitvolles oder ödes, schnell vorbeifliegendes Leben, wenig lohnend, selten befriedigend, oft von trügerischer, kalter, harter Tyrannei hohngeneckt, nicht abgebrochen, und wenn es recht wohlthätig vielwirkend war, ohne andere Aussicht, als auf irgend eine nahe revolutionäre Zerstörung des edelsten Wirkens, das ist der mühseligen Sterblichen Loos. ‚Verschwelge, wenn Du kannst, verträume den Augenblick; wenn er unbehaglich wird, so sind hundert Wege, zu endigen.‘ Von solcher Trauer, solcher Verzweiflung rettet, wie wenig Anderes, die Philosophie der Geschichte der Menschheit, welche, indem sie durch Merkmale von Zusammenhang, von Plan, Hoffnungen entzündet, besonders wichtig und vorleuchtend wird, durch ihr Resultat: Jedes Land, Volk, Staatensystem hat seine Zeit von Glanz und Glück, jeder Flor, jede Macht und Ordnung der Dinge ihre unabwendbare letzte Stunde; alsdann, alsdann schlägt diese, wenn ein von hohem Vaterlandsgefühl durch Eigennutz zur Selbstvergessenheit versunkenes, sich selbst überlebendes Volk die Fackel eigenen Lichts in der trägen, entnervten Hand nicht mehr emporzuhalten vermag. Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Die vierte Abhandlung, „Ursachen des gesunknen Geschmacks bei den verschiednen Völkern, da er geblüht", ist die Lösung der von der Berliner Akademie am 6. Juni 1773 gestellten Preisaufgabe: Quelles sont les causes de la décadence et de la corruption du goût chez les différens peuples? wozu bemerkt wurde: Il s'agit de bien observer la diversité de ces causes et celle de l'influence dans les différens siècles où le goût a dégénéré. Wie arg man auch in Berlin gegen ihn verstimmt war, nichts konnte ihn abhalten, sich um den Preis zu bewerben, da es galt, die falschen Vorstellungen von der Bildung des Geschmackes durch den Nachweis der Entwicklung und Ausbildung des Volksgeistes wegzuräumen

und die wahre Bedeutung des Geschmackes und seiner Entartung ins Licht zu setzen. Wie er in der „Philosophie der Geschichte" dargestellt hatte, daß jedes Volk nothwendig seine Zeit der Blüthe habe, daß jedem eine besondere Art der Glückseligkeit bestimmt sei, so zeigte er hier, daß auch der Geschmack bei jedem Volke ein durchaus eigenthümlicher und dessen Höhepunkt wie das Herabsinken von dieser Höhe eben in dem Wesen und der Entwicklung desselben begründet sei, keine besondern Gründe habe: der Verfall des Geschmacks eben ein solches Naturphänomen sei wie seine Entstehung, ja, in dieser schon die Anlagen zu jenem lägen. Die Ausarbeitung fiel wol in den Schluß des Jahres 1774, vor dessen Ablauf sie in Berlin sein mußte. Man fühlt ihr nicht den gepreßten Zustand an, in welchem Herder sie mit voller, klarer Seele schrieb. Sie erhielt den Preis avec celle clause qu'on aurait désiré plus de développement dans la première partie qui contient les principes généraux. Hartknoch erhielt die Nachricht von dem Siege Herder's durch den damals mit dem Verfasser verfeindeten Nicolai, der sie mit der hämischen Anmerkung begleitete, daß „die Franzosen bei der Akademie dawider förmlich protestirt hätten, endlich aber Herr Wegelin[1]) doch durchgedrungen wäre; an den andern Arbeiten solle auch nichts daran sein" u. s. w. Sie erschien bei Voß 1775 mit dem Zusatz: „Eine Abhandlung, welche den von der Königl. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1773 gesetzten Preis erhalten hat. Von Herrn Herder", mit dem vorgesetzten Précis du Mémoire allemand qui a remporté le Prix proposé par la Classe de Belles-Lettres de l'Académie Royale des sciences sur la question: Quelles sont . . . du goût, auf 56 Seiten; die Abhandlung selbst steht auf S. 57—141. Der Précis schließt bei der Stelle: „So hatten die Ursachen des Geschmacks in Frankreich auch Samenkörner seines Verfalls in ihnen selbst," indem er das Uebrige als quelques usages bezeichnet, qu'il [l'auteur] tire de sa théorie et qu'il rapporte aux enseignemens publics et à l'éducation. Und doch gehört gerade der mit dem rührenden „Und nun gehe ich aus Bescheidenheit nicht weiter" anhebende Schluß zu den wichtigsten Theilen der Schrift, wenn auch Herder sagt, diese „praktischen Lehren" könnten nicht neu sein. Als Hamann ihm seine herzliche

1) Vgl. Werke, Th. XIII. S. 281 f.

Freude kund gab, daß er zum zweiten Mal „den Pythischen Preis erhalten", erwiderte er: „Mir so unerwartet als Ihnen; die Abhandlung war vergessen, und ich traute ihr den Preis so wenig zu als meinem Miethpferde, auf dem ich zuweilen ausstolpere, den Olympischen oder Pythischen Preis . . . Meines Erachtens taugt die Abhandlung wenig mehr als eine belletristische Schulübung. Meinen Grundsätzen bin ich ganz treu; in Absicht auf Freiheit und despotischen Teufelsdreckgeschmack schnarchende Stellen, derentwegen ich's schon für ganz vergeblich hielt, sie nur fortzusenden. Von Sulzer glaube ich nicht, daß er mir sein Votum gegeben; er ist aber meines Wissens in der metaphysischen Classe, und in dieser [der schönwissenschaftlichen] Merian Director, ein lieber, gutherziger Mann. Wegelin sehe ich als den Urheber meines Preises an, weil er in dem Fache am Meisten gewühlt und zu deutliche Spuren gegen Sulzer's moralische Belletristerei vorkommen."[1]) Hamann las die Preisschrift schon am 6. December, wußte aber, als er den 28. Januar 1776 an Herder schrieb, „kein sterbendes Wort" mehr davon, wie er sich äußert; nur bemerkt er, daß er den Preis verdient. „Auch Wahrheiten haben Sie gesagt, aber in der Hauptsache zu wenig für mich und für Ihre Freunde und Feinde. Sie thun aber klüger, an Ihre Areopagiten und Brabeuten zu denken. Da ich meinen eigenen Weg noch suche, ohne ihn recht gefunden zu haben, so bleibe ein Jeder in seiner Laufbahn, muntere sich einander auf, ohne sich zu richten." Wie viel besonnener zeigte er sich hier als bei Herder's erster Preisaufgabe!

Durch Herder's Abhandlung wurde der „Versuch über den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit" (Leipzig und Mitau 1776) veranlaßt, der ohne Namen des Verfassers (Dr. Marcus Herz) erschien. Im Ergebnisse, bemerkt Herz, werde man eine geringe Abweichung von der vortrefflichen Herder'schen Preisschrift bemerken; die Verschiedenheit betreffe nur die Bahn, nicht das Ziel. „Herr Herder's allgemeines Genie und ausgebreitete Bekanntschaft mit der Literatur aller Jahrhunderte haben ihn von der Erfahrung zur Untersuchung geführt; der Mangel an dieser und die besondere Liebe zur synthetischen Speculation haben unsern Verfasser zum entgegengesetzten Pfad verleitet, von der Untersuchung zur Erfahrung." Als ob Herder nicht auch von „Grundsätzen aus der Seelenlehre" ausgegangen wäre, auf die er freilich nur einging, um gangbare Vorurtheile wegzuräumen,

1) Ueber Sulzer vgl. Werke, Th. XVII. S. 334 f.

welche eine wahre geschichtliche Betrachtung hinderten. Herz beginnt mit dem Geschmack bei dem einzelnen Menschen und bezeichnet demnach als die vorzüglichsten Eigenschaften des Geschmacks Vernunft, Einbildungskraft und Haltungsgefühl, so wie Schönheit aus Einheit, Mannichfaltigkeit und Haltung zusammengesetzt sei. Je nachdem die eine oder die andere dieser Eigenschaften das Uebergewicht habe, bilde sich der feine, der ausgebreitete, der gesunde Geschmack, wogegen zum großen griechischen Geschmack der verhältnißmäßig starke Grad aller dreier Eigenschaften erfordert werde. Nachdem er dann die vornehmsten Umstände, die auf die Bildung des Geschmacks von besonderem Einfluß sind, Freiheit im Denken, Religion, Sittlichkeit, Ueberfluß, Klima, Regierungsform, behandelt, stellt er die „dreimal glücklichen" Griechen den Barbaren entgegen. Diese Betrachtung läuft neben der Herder'schen her, ohne deren eigentliche Bedeutung irgend zu ahnen, wenn sie auch freilich jedem Volke in Folge seines geistigen Charakters und der durch äußere Umstände bedingten Entwicklung eine besondere Stufe des Geschmacks zuweist. Herder aber fand später noch Gelegenheit, in drei andern Arbeiten, die alle Lösungen aufgestellter Preisaufgaben waren (vgl. Th. XVII. S. XV ff. u. 1—162), auf die Geist- und Geschmackbildung der Völker näher einzugehen, ehe er in den leider unvollendeten „Ideen" ein vollständiges Bild der Entwicklung aller Völker in ihrem geschichtlichen Fortgange aufzustellen unternahm.

Köln, im Februar 1878.

Heinrich Düntzer.

Aus den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen.

Berlin.[1])

Dithyramben, mit dem Motto: Quo me, Bacche, rapis tui plenum?[2]) **bei F. W. Birnstiel. 5 Bogen in 8.**

Der Herr Prof. Willamovius in Thorn übergiebt hier ungenannt der Welt eine Sammlung von zehn Gedichten, die viel Schönes und unter den Deutschen wirklich Besonderes liefern. In einer bogenlangen Vorrede zeigt er uns die Zuschnitte zu seinen Dithyramben; aber die Umkreislinie seines Planes däucht uns, ohne daß wir uns über die Zulänglichkeit seiner angeführten Quellen von den griechischen einlassen, hin und wieder Lücken und Krümmungen zu haben. Der Charakter des alten Dithyramben war freilich eine rasende Begeisterung der Bacchanten, die, vom Blitzstrahl des Weins getroffen, die Geburt und Thaten*) seines Erfinders mit brausendem Munde sangen. Doch wenn der Herr Prof. nachher diesen Enthusiasmus durch „die erhabenste lyrische Poesie, die kühn an Metaphern, voll an Worten, ungewöhnlich in der Ordnung ist", bestimmt, so scheint Alles dieses den Dithyramben noch so wenig von dem Lyrischen zu unterscheiden, daß vielmehr viele Pindarische, ja gar manche Horazische Oden sich in diesen Kreis einfinden würden. Und wie groß muß nicht der Unterscheid gewesen sein, da Aristoteles ausdrücklich eine von den Hauptarten der Poesie daraus macht, weil er diese in die epische, dramatische, lyrische und dithyrambische eintheilt;[3]) da

*) *Γένεσιν Διονύσου* nennt es Plato. — H. [De leg., III. 700 A. — D.]

---

1) 1764, 30. Stück, den 14. Mai. — Vgl. die Anzeige in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" Th. XXIII. dies. Ausg. und Th. XIX. S. 145 ff. — D.
2) Hor., Carm., III. 25, 1. 2. — D.
3) Poet. 1, 1. — D.

ferner noch Cicero die letzten beiden unterscheidet,[1]) so daß ihre ganze Aehnlichkeit vielleicht blos in der Musik bestanden.[2]) Das wahre Dithyrambische sinkt vielleicht, um seine Höhe zu erreichen, unter allen Poesien am Tiefsten zu dem Sinnlich-Thierischen herunter; es redet fast allein vor Auge, Ohr und Geschmack, immer vor die Affecten, wenig vor den Verstand und nichts vor die Vernunft. Da es überdem nach des Proklus Zeugniß einen wüthenden Tanz ausdrücken soll, so verhält es sich vielleicht zu allen jenen von dem Autor angeführten einseitigen Zeichen wie Sache zu Bild und Körper zu Fläche. Bemerkt er aber dies Handlungsvolle der Alten nicht, so vermißt man auch in jedem Ganzen seiner Gesänge den Faden, den innerlich der Wein, äußerlich der Tanz webt und leitet. Man sieht nicht das melodische Gemälde, worin die wechselsweise Zusammenstimmung der Töne nur eine Symmetrie der Linien und die einzelne Harmonie nur ein Punkt der Schönheit ist. Den Pindar will er uns zwar nicht ergänzen, sich doch aber mit ihm messen, und das an Horazens[3]) Maßstabe:

Seu per audaces nova dithyrambos
Verba devolvit numerisque fertur
Lege solutis!

Allein eine Nacheiferungsode, wie die gegenwärtige des Horaz, mißt die wol Pindarn anders als an der Kluft, die die griechische Dithyrambe und römische Ode trennte? Wird sie also die ganze Dithyrambe genau oder wenigstens für Deutsche zulänglich bestimmen, deren lyrischer Originalcharakter gewiß nicht die römische Ode ist? Und freilich, wenn man ein verlornes unnachahmliches Gemälde aus einem freien Porträt frei nachzeichnet, so sieht dies Bild gewiß den Eltern ähnlicher als den Voreltern; und unser Dichter ist vielleicht mehr Horazisch als Pindarisch, wenn man schon diese zwei völlig ungleichartigen Dichter zusammenpassen soll. Denn was sagt Horaz von Pindar's Odenquell, und warum gab es in der römischen Sprache keine griechische Dithyramben, ob sie gleich auf der einen Seite den Vater Bacchus, auf der andern die rasenden Salier und Galler hatten, von denen Catull in seiner

1) De optimo genere oratorum, 1, 1. — D.
2) Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 149. — D.
3) Carm., IV. 2, 10–12. — D.

Berecynthia[1]) einige Züge (vielleicht von einer römischen Dithyrambe) giebt? Füglicher könnte man, da in allen Enthusiasten einerlei Ader rast, den Dithyramben aus der Kassandra des Lykophron's und den ältesten morgenländischen Dichtern ersetzen. Der vorige Maßstab aus dem Horaz wird darauf (p. 7) in 3 Zolle getheilt; allein immer fehlt das tanzmäßige, sinnliche διθυραμβῶδες. Die dithyrambische Kühnheit kann vielleicht nicht von allen großen Gegenständen, z. B. dem Erstaunensvollen, hergenommen sein, da ein Bacchant, er mag nun wie ihre Erfinder vor dem bäurischen Weinkrug sitzen oder vor dem Altar ein cyklischer Tänzer sein, nicht jeden Schritt mit offnem Munde staunen kann. Ist also die Wahl der Plane, die blos Bewunderung ausdrücken sollen, nicht undithyrambisch? Was geht einem Säufer die Belagerung Wien's, die Abreißung Siciliens an? und wie viel leichter hätte der Dichter die übrigen ebenfalls noch entfernten Gegenstände von der Seite des Bacchanten ansehen können? Bei dem zweiten Punkt, der Schreibart, muß sie nicht blos harmonisch voll rauschen, sondern melodisch herabrauschen, nicht über Stock und Stein rasseln, und alle drei Worte auffahren? *de*volvantur könnte man sagen, wenn man wörtlich sein wollte. Vielleicht wäre auch drittens die Versart des Verfassers, die sich nach den Oden des Pindar's richtet, nicht blos zu mühsam, blos lyrisch und undithyrambisch, sondern dem Dithyramben völlig entgegen, wenn er sich nicht hernach selbst weitläuftig drüber entschuldigte und also das Geleistete lieber messen als wägen lassen wollte. In allen ihren Theilen soll diese Sammlung ein Ganzes ausmachen, und durch Verbindung der Handlung, des Ortes und der Zeit wäre dies leicht und alsdann freilich schön gewesen. Allein hier ist ja bei wenigen Stücken kaum der einzelne Standpunkt bemerkt, oft vergessen und noch öfter verfehlt, den doch Pindar, in seine Oden sogar, recht sorgfältig und oft vielfach einwebt, so daß ein neuerer Vergleicher*) der alten lyrischen Stücke einzig und allein darin des Pindar's innern Charakter setzt. Es sei dieses Letzte oder nicht, so mußte doch jeder Dithy-

*) A. F. Rückersfelder, Commentatio de canticis sacris ex genio Pindari in Sylloge Commentationum et observationum Philologicarum. Daventriae 1762, 8vo. — H.

1) 63, De Aty. — D

rambe eben daher und nicht aus dem nüchternen Evan! Evoe![1]) sein Leben hernehmen. Ja, kann es wol ein Bacchisches Ganze sein, da dieser kaum zweimal wesentlich, sonst müssig oder gar widrig erscheint? So taumelt in dem zweiten Stück die Mänade vom Wagen des Evan's in die Kindheit der Welt zurück, sieht Aetna und Riesen (vielleicht aber nicht mit weinglühenden Augen) und vergißt sich endlich zu fragen: „Welch ein Streit, o Liber!“ Dieser den Augenblick äonenweit Entfernte muß hier noch im Wagen sitzen; und als er ihn gleich drauf im Löwenpanzer von ungefähr sieht, so erinnert er sich, daß Zeus' Gewitter geredet habe, und Bacchus, der damals so kriegerische Bacchus, verschwindet. Wie schlecht ist hier die Ideale mit der sinnlichen Gegenwart verwechselt! Die Noten charakterisiren weder einen Dithyrambendichter noch -Leser. Pindar's Sonnenadler flog nicht stoßweise und durfte nicht immer nach gutem Winde auf seine Flügel heruntersehen, und rasende Griechen wollten nicht jeden Tact eine Predigt hören. Ueberhaupt, wenn die nordischen Deutschen nicht zur dithyrambischen Empfindung zu kalt, zu ihrem Gesange von zu schwerer Zunge und zu ihrer Musik gar zu eintönig sind; wo ihre Stimme: Evan! nicht blos ein Geschrei des schweren Straußes wäre: „Ich will zur Sonne hin!“ so müßte wenigstens ihr Dithyrambe am Gegenstande, Art der Empfindung und Ton des Ausdrucks ihnen völlig eigen und ihr Arion, der vielleicht irgend in einem wollüstigen Korinth aufstünde, ein besonderes Original sein (so wie die Griechen die Fähigkeiten nach der dithyrambischen Seele bestimmten und das Sprichwort brauchten: *Διθυραμβοποιῶν νοῦν ἔχει ἐλάττονα*). Doch Alles dies sind blos Flecken des Dithyrambensängers, nicht des Dichters überhaupt; und möchten auch nicht die Mänaden, die er im zehnten Stück verläßt, so wollen wir doch, zu denen er zurückkehrt, ihm zuklatschen und statt des alten dithyrambischen Preises ihm zu seiner Daphne, mit der er davoneilt, Glück wünschen! — Kosten in der Kanter'schen Buchhandlung allhier wie auch in Elbing und Mitau 1 Fl.

---

1) Euan ist Name des Gottes, wovon die Römer das Participium euans bilden, Evoe der Ruf der Bacchanten und Bacchantinnen (Catull., 64, 61. 255; Hor., Carm., II. 19, 5. 7; Virg., Aen., VII. 389; Ovid., Met., IV. 522). — D.

Rostock und Greifswald.[1])

Röse verlegt:

Herr Prof. Mallet's Geschichte von Dänemark, aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil.[2])

In mehr als einem Gesichtspunkt kann der Recensent dieses Werk als ein Originalstück mit einem weißen Stein empfehlen.[3]) Die Liebhaber der Geschichte bekommen hier den Anfang einer Arbeit, die als Nachbarin und Nebenbuhlerin der vortrefflichen schwedischen Reichsgeschichte des Olof Dalin's nacheifert und Holberg's dänische Geschichte an Genauigkeit, an Würde des Vortrags und an Vollständigkeit weit übertrifft. Herr Prof. Mallet will sich wider die Gewohnheit seiner Landesleute durch Fleiß, und durch Fleiß, den er auf eine barbarische Nation wendet, verewigen; und man erkennt an ihm in der eigentlichen Geschichte den philosophisch-pragmatischen Geist, der die Schatten der ältesten Beherrscher aus ihren Gräbern zu rufen weiß, damit wir sie gleichsam selbst in der Herrlichkeit ihrer Thaten sehen. Kurz, als Geschichtschreiber wird man den Mallet von Dänemark bei einem Dalin von Schweden, Hume von Großbritannien, Giannoni von Neapel und Solignac von Polen hinstellen können und wünschen, daß wir von Rußland, von den meisten deutschen Staaten Mallets hätten.

Dies war von der eigentlichen Geschichte unser Urtheil, die in diesem Theil bis ins vierzehnte Jahrhundert fortgeht.

Die Verehrer der Alterthümer werden hier auf das feierlichste Feld geführt, voll ehrwürdiger Monumente der Skandinavier, und fühlen wir unser deutsches Blut, daß unsre alten Germanier Brüder der tapfern Dänen, an Religion, Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten gewesen sind. Der Verfasser geht mit seinem scharfsichtigen Auge die Lehrsätze ihres Gottesdienstes, die Triebfeder ihrer Politik und die Falten ihres Herzens durch, mischt oft Vergleichungen und kritische Erläuterungen ein und liefert wenigstens einen großen Vor-

1) 1765, 64. Stück, den 12. August. — D.
2) Die beiden anderen Theile erschienen bis 1769. — D.
3) Nach Plin., I. 2: „album calculum adjicere“. — D.

rath von Materialien, daß ein Genie, dergleichen es nur jede Aeone eins giebt, gleichsam ein ewiges Lehrgebäude der alten nordischen Nationen aufführen kann. An diesem Werk würden wir ungleich mehr Antheil nehmen als an den für uns fremden und entfernten Alterthümern der Griechen und Römer, die meistens nur dazu dienen, eine schwere Stelle eines Scholiasten zu verbessern, und doch so viele gelehrte Hände beschäftigen, daß man es vergißt, die Sitten unsrer Väter aus der Vergessenheitnacht zu reißen oder vielmehr aus den etwas seltnen Ueberbleibseln ihrer Schriften zu entziffern. Man liest also diese Einleitung in den Zustand des alten Skandinaviens mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit, als wenn man Götter hervorsteigen sähe, Götter, die zwar nicht im Glanz der Romanhelden schimmern, aber durch ihre erhabne schweigende Wahrheit die Augen auf sich fesseln.

Im dritten Gesichtspunkt empfiehlt sich dieses Werk den Liebhabern der Dichtkunst durch die Mythologie der alten Celten, die sie Edda nannten. Diese ist theils eine Erklärung ihrer poetischen Ausdrücke von der Religion und also eine Kette von Wundergeschichten, die die Entstehung der Welt und die Thaten ihrer Götter erzählen, theils eine Probe von ihren alten Gedichten. Man wird diese Edda schon aus einer Einladungsschrift kennen, die Herr D. Schütz, der auch jetzt Vorredner geworden,[1]) vor etlichen Jahren bekannt machte, wie sehr diese nordische Mythologie der mittäglichen griechischen vorzuziehen sei, und wir bestätigen dies Urtheil dadurch, daß wir (denn einzelne Exempel lassen sich nicht anführen) den Leser mit Zuversicht darauf selbst verweisen. Es kann dies Buch eine Rüstkammer eines neuen deutschen Genies sein, das sich auf den Flügeln der celtischen Einbildungskraft in neue Wolken erhebt und Gedichte schafft, die uns immer angemessener wären als die Mythologie der Römer.[2]) Vielleicht fängt sich eine neue poetische Periode unter uns an,

---

1) Gottfried Schütz, Professor der griechischen Sprache und Geschichte am Gymnasium zu Hamburg, hatte zu der Uebersetzung eine Vorrede „Von der ausschweifenden Neuerungssucht und dem unrichtigen Gebrauche angeblich zuverlässiger, aber in der That sehr unzuverlässiger Anekdoten, als zweien Fehlern neuerer Geschichtschreiber" geliefert. Für die alten Deutschen und die nordischen Völker hatte er seit einem Vierteljahrhundert viele Schutzschriften ergehen lassen. — D.

2) Die Anzeige fällt vor Gerstenberg's „Gedicht eines Skalden" (1766) und die ersten Klopstock'schen Bardenoden. — D.

da die Edda, der Fingal und die arabische Chrestomathie des Herrn Prof. Michaelis den Weg dazu öffnen. In dem einzigen Stücke sind wir mit Mallet unzufrieden, daß er uns nicht mehr Gedichte überliefert, sondern, wie er sagt, unter einer Menge nur wenige ausgesucht hat. Wir finden hier die Ode eines sterbenden Helden, der wir kein Stück der Alten und Neuen an die Seite zu setzen wissen; Regner Lodbrog erzählt seine Thaten auf die einfältigste, erhabene Art und schließt:

„Wir haben mit Säbelstreichen gefochten, in einundfunfzig Schlachten, wo die Fahnen flogen. Von meiner Jugend an lernte ich die Spitzen der Lanzen mit Blut färben, und niemals hätte ich einen tapferern König, als ich bin, zu finden geglaubt. Aber es ist Zeit aufzuhören: Odin sendet schon die Göttinnen, mich in seinen Palast zu führen; da werde ich auf dem erhabensten Platze sitzen, Bier mit den Göttern trinken. Die Stunden meines Lebens sind verflossen, ich sterbe lächelnd." [1]) Sind unsre Leser nicht auf die ganze Ode begierig? Mallet hat sie abgekürzt; indessen ist die Ode Harald's des Tapfern zum Glück ganz; hier ist sie: [2])

„Meine Schiffe haben die Fahrt nach Sicilien vollendet. Das waren Tage unsers Glanzes, unserer Pracht. Mein braunes Schiff, mit Menschen beladen, flog schnell nach meinen Wünschen daher. Mit Schlachten beschäftigt, glaubte ich allezeit so zu segeln: indessen verschmäht mich ein russisches Mägdchen. [3])

„In meiner Jugend fochte ich mit den Völkern von Drontheim. Ihre Macht war der Anzahl nach stärker; das war ein erschrecklicher Kampf. Ihren jungen König ließ ich todt auf dem Wahlplatz: indessen verschmäht mich ein russisches Mägdchen.

„Einstmal waren unser nur Sechzehn in einem Schiffe. Ein Ungewitter erhub sich und schwellete das Meer an, daß unser beladenes Schiff davon voll ward; allein wir leerten es mit Sorgfalt. Daher hoffete ich einen glücklichen Erfolg: indessen verschmäht mich ein russisches Mägdchen.

„Acht Arten von Leibesübungen weiß ich zu machen: ich

---

1) Vgl. Herder's Werke, XX. S. 19; Briefe an Merck, S. 42 f. — D.

2) Vgl. die spätere Bearbeitung: „Der verschmähte Jüngling", in den Volksliedern (Werke, V. S. 265 ff.). — D.

3) Diese Form findet sich auch bei Lessing, Ramler, Sturz u. A. — D.

streite tapfer, ich sitze fest zu Pferde, ich bin gewohnt zu schwimmen, ich kann auf Schlittschuhen laufen, ich führe den Wurfspieß, ich verstehe zu rudern: indessen verschmäht mich ein russisches Mägdchen.

„Kann es leugnen, dieses junge und schöne Mägdchen, daß ich mich meiner Waffen an dem Tage nicht herzhaft bedient, als ich, nahe an der Stadt in dem Lande von Mittage stehend, eine Schlacht hielte; daß ich nicht dauernde Denkmale meiner Thaten nachgelassen? Indessen verschmäht mich ein russisches Mägdchen.

„In dem hohen Lande von Norwegen, da, wo die Einwohner so gute Bogenschützen sind, bin ich geboren; aber ich lenke lieber, ein Schrecken der Bauern, meine Schiffe unter die Klippen des Meeres, und fern von der Wohnung der Menschen habe ich mit ihnen die Gewässer durchstrichen: indessen verschmäht mich ein russisches Mägdchen."

Wir schließen mit einigen weisen Sprüchen, die in dem Havamaal, d. i. einem erhabnen Gespräch, haufenweise vorkommen:

„Das Herz allein weiß, was im Herzen vorgeht, und der Verstand selbst ist's, der den Verstand verräth."

„Liebet Eure Freunde und Eurer Freunde Freunde, aber begünstiget den Freund Eures Feindes nicht."

„Reichthümer verschwinden wie ein Blick der Augen; sie sind die unbeständigsten unter den Freunden. Heerden kommen um, Angehörige sterben, Freunde sind nicht mehr unsterblich, Ihr selbst werdet sterben; aber ich kenne eine einzige Sache, die gar nicht stirbt, das ist das Urtheil, das man über Todte fällt."

„Ich bitte Euch, seid vorsichtig, aber nicht allzu sehr. Seid es indessen, wenn Ihr zu viel getrunken habt, wenn Ihr bei eines Andern Weibe und wenn Ihr Euch unter Räubern befindet."

„Den Söhnen dieser Zeit ist nichts unnützer, als allzu viel Bier trinken; denn je mehr ein Mensch trinkt, desto mehr verliert er den Verstand. Der Vogel der Vergessenheit singt Denjenigen vor, die sich betrinken, und stiehlt ihnen die Seele."

„Lobt die Schönheit des Tages, wenn er zu Ende ist, ein Weib, wenn Ihr sie gekannt, einen Degen, wenn Ihr ihn versucht habt, ein Mädchen, wenn sie verheirathet ist, das Eis, wenn Ihr drüber weg seid, das Bier, wenn Ihr's getrunken

habt!" — Wir setzen hinzu: „Lobt die Edda, wenn Ihr sie durchgelesen!" — Sie kostet in der Kanter'schen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 7 Fl. 9 Gr.

Ὀρφέως ἅπαντα.[1])

Orphei Argonautica, hymni, libellus de lapidibus et fragmenta cum notis H. Stephani et Andr. Christ. Eschenbachii, textum ad codd. Msc. et editiones veteres recensuit, notas suas et indicem graecum adjecit **Joh. Matth. Gesnerus**, curante Joh. Christ. Hamberger.

Wir setzen den ganzen Titel dieses Buchs, um uns gegen alle Leser, die Lateinisch können, einen weitläuftigen Bericht der Einrichtung dieser Ausgabe zu ersparen; denn allen Denen, deren Seelen unlateinisch sind, wird dieser ganze Autor sowol als der Herausgeber und Kunstrichter sehr fremde vorkommen. Hingegen die Freunde der archäologischen Muse, die die Verdienste Gesner's, Ernesti und Hamberger's schätzen, werden diese Ausgabe, die gleichsam ein Erbstück vom Götting'schen Gesner ist, die sein letztes Geschenk an einen Ernesti ist, die überdem aus den Händen eines Hamberger's kommt, sogleich in ihr Büchercabinet der alten Dichter einführen und ihr bei den übrigen Gesner'schen, Ernesti'schen, Klotzischen und Fischer'schen Ausgaben einen Platz geben. Wir wollen also für diese eine kleine Vorlese von den Schönheiten sammeln, die diesem Bande eigen sind.

Hamberger redet nach seiner weiten philologischen Kenntniß in der Vorrede von den Ausgaben des Orpheus. Gesner's Prolegomena enthalten eine kritische Untersuchung über das Leben des Orpheus. Ist je ein Orpheus in der Welt gewesen? Was soll man eigentlich aus diesem dreiköpfichten Bilde des Alterthums machen, der als Dichter, als Philosoph und Staatsmann erscheint? Sind diese Gedichte von ihm, oder ist sein Name blos die Hausüberschrift, um sie bekannt zu

---

1) 1765, 71. Stück, den 6. September. Der Gesner'schen Ausgabe des Orpheus gedenkt Hamann schon im Briefe vom 21. Januar an Herder. — D.

machen? Alles dies wird mit großem Reichthum untersucht und das hohe Alter dieser Gedichte bestätigt. In der That muß man den Namen eines Orpheus mit heiligem Schauder hören, wenn man ihn als den ersten Dichter betrachtet, den uns die Zeit nachließ, der nach Plutarch[1]) ein Original der Natur war, da Homer ihn und viele Andre vor sich gehabt, da sein Schüler sogar, Musäus, vom Virgil[2]) für den größten Dichter gehalten ist, den uns aber die Zeit entrissen, und da die Pythagoreer und Platoniker unsern Orpheus als den Apollo selbst antreten. Seine Gedichte haben auch die graue Salbung der Weisheit, der alten Einfalt und des verblümten ägyptischen Stils; ja, es scheint sogar, daß sie einen großen Einfluß in die Bildung der griechischen Mythologie nach den ebräischen Geheimnissen der ägyptischen Hierophanten gehabt haben.[3]) Orpheus ist also dem Blackwell in seinen Briefen über die Mythologie[4]) immer eine Hauptquelle, ob Dieser ihn gleich nicht für den Verfasser hält. Die Hymnen sind voll von dieser verblümten Einfalt, und sein System der Kosmogonie ist für uns das älteste. Die lateinische Uebersetzung bei dieser Ausgabe ist meist prosaisch, nur seine Hymnen sind von Scaliger gebunden übersetzt. Hinten sind zahlreiche Fragmente, eine gelehrte Gesner'sche Abhandlung über die Schifffahrt der Phönicier außer den Herculssäulen und dann ein genaues Wortregister, welches wegen der kühnen, starken und zusammengesetzten Worte des Orpheus sehr nützlich ist. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 4 Fl. 15 Gr.

Thomas Abbt, Prof. zu Rinteln, Vom Verdienst. Berlin bei Nicolai.[5])

Wir können dies Buch schon aus einem Vorurtheil für den Namen des Autors empfehlen, der durch seine Schrift: Vom Tode fürs Vaterland, gezeigt, daß seine Philosophie

1) De musica, 5. — D.
2) Aen., VI. 667. — D.
3) Vgl. dagegen Werke, XIX. S. 40. — D.
4) Letters concerning Mythology. 1748. — D.
5) 1765, 73. Stück, den 13. September. Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 74 f. — D.

und Kenntniß des menschlichen Herzens in einer Seele wohne, die für den Patriotismus groß und für die schönen Wissenschaften fein gnug ist. Jetzt tritt er auf eine Stufe, wo das Herz und der Geist, der Philosoph, der Mensch und der Bürger lauter reden kann, und schreibt vom Verdienst; ein Buch, das mit des Claville[1]) elendem Traité du vrai mérite de l'homme gar nicht zu vergleichen und sowol in unzähligen kleinen Zügen als auch auf eine gewisse Art im Ganzen ein Original ist. Es ist, ich möchte sagen, halb philosophisch und halb politisch, überall aber auch, Rousseauisch zu reden, menschlich geschrieben, und der Autor erreicht also sehr seinen Zweck, den wir für demüthig halten würden, wenn nicht alle Vorreden lauter solche Demuthcomplimente enthielten. „Nur ein richtiges Urtheil, das diese Schrift lehrt, nur eine rechtschaffne Empfindung zum Wohlwollen, die sie erregt, nur eine Wallung des guten Herzens, die sie hervorbringt, nur ein Gefühl der innern Stärke, zu dem sie verhilft, muß sie von dem Verwerfungsurtheile eines ganz unnützen Buches befreien." Wenn wir spielen wollten, würden wir diese Worte fein umkehren, um aus dem Thale einen Hügel zu machen; aber lieber im Ernst — des Verfassers Charakter. Er ist durchgängig ein Philosoph des gesunden Verstandes, den er auch für den Nationalcharakter der Deutschen hält. Wir stimmen ihm hierin bei; eben darum ist auch die Metaphysik das Feld der Deutschen geworden, und dennoch bleibt immer ein Olympischer Kranz für Den aufbehalten, der eine Weltweisheit des gesunden Verstandes entwickeln wird. Die Franzosen haben sich sehr in diese Arbeit gemischt: d'Argens, Algarotti, Voltaire; aber was ist daraus geworden? Eine Cabinetspuppe, voll hyperpsychisches Witzes und Aberwitzes. Vortrefflich also, daß Abbt sagt: „Sollte ich noch etwas in dieser Art schreiben, nichts als gesunden Verstand!" Hier rufe ein jeder Philosoph nach: „Nichts als gesunder Verstand!" Der Verfasser beobachtet durchgehends die strenge analytische Methode, die uns im Harris,[2]) Lessing's Abhandlung von der Fabel[3]) und in einigen

1) Charles Francois Nicolas le Maistre, Sieur de Claville († 1740). Eine deutsche Uebersetzung der in mehrfachen Auflagen wiederholten Schrift war 1756 in Greifswald erschienen. — D.

2) Hermes or a philosophical inquiry concerning universal grammar, zuerst 1751 erschienen. — D.

3) Diese „Abhandlungen" waren mit dessen „Fabeln" 1759 erschienen. Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. X. S. 23—90. — D.

Untersuchungen der Literaturbriefe[1]) gefällt: immer erst zum Gemälde eines Begriffes die einzelnen Züge zu suchen, sie durch Beweise und Exempel auszubilden, sie zusammenzulenken und dann zu sagen: „Siehe hier den Begriff des Worts!" Freilich ist diese Anatomie der Gedanken schwerer, als so von oben her, nach französischer Art, immer im Ganzen und doch immer nichts, zu bestimmen; aber sie ist das Stirnblatt des philosophischen Geistes und das Creditiv seines Berufs. Zu Exempeln bedient sich der Verfasser nicht erdichteter Charaktere oder Toussaint'scher Schönpflästerchen,[2]) sondern eine hungrige Feldmaus, ein handgreiflicher Deutsche wählt lieber Beweise als Gemälde. Ein paarmal macht er den Garten der Aesthetik sich zum Durchgang; und ich weiß, daß jeder seiner Leser die Untersuchung über Empfindniß und Empfindung, über starke und hohe Gedanken, über den Charakter einiger Schriften und ihr Verdienst sich gewiß anstreichen wird. Sein Stil ist neu, bildervoll, munter, oft zu gewagt, hier zu verschlungen und dort zu abgebrochen. Er ist im Feuer der Einbildungskraft hingeworfen, und ebendasselbe Gefühl, damit der Schriftsteller seine Materie empfand, glüht auch den Leser an, und man wird endlich seiner Feder so gewohnt, daß man sie gülden nennt. Uebrigens ist diese Schrift, wo nicht ihrer Schreibart, so doch ihrem innern Gehalt nach für einen Jeden. Von der Größe des Geistes, von der Stärke der Seele, von der Güte des Herzens, das sind die Stücke, in die sein Begriff vom Verdienst zerfällt; und wenigstens mit einem von ihnen hat jedes Gemüth eine Sympathie. Drauf wägt er das Verdienst des Eroberers, des Soldaten, des Heiligen, des großen Mannes, des Schriftstellers, des Künstlers, des Predigers und des Privatmannes und drückt endlich diesen Beschluß als ein Siegel auf sein Werk: „Die unentbehrlichste Wissenschaft für Jeden ist, zeitig gnug zu erfahren, nicht nur wozu er tauglich sei, sondern auch wozu er tauglich zu sein Erlaubniß und Beruf habe." — Kostet in der Kanter'schen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 3 Fl.

---

1) „Briefe, die neueste Literatur betreffend", von denen zwanzig Bände bis Ende 1764 erschienen. — D.

2) Mit Bezug auf die im vorigen Jahre erschienenen „Eclaircissemens sur les moeurs" von Francois Vincent Toussaint, die das Parlament zu Paris verbrennen ließ. — D.

Leipzig.[1])

Herrn Thomas Shaw's Reisen, oder Anmerkungen, verschiedne Theile der Barbarei und der Levante betreffend. Nach der zweiten englischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt und mit vielen Landkarten und andern Kupfern erläutert. Leipzig bei Breitkopf und Sohn, 1765. 2. Alph. und 12 Bogen in groß 4, nebst 32 Kupfertafeln.

Ein Buch, das in England zwo Ausgaben verdient und auch in der französischen Berlin'schen Ausgabe von 1740 Beifall gefunden, hat allerdings auf unsere Anpreisung ein Recht, da es in einer fließenden Uebersetzung und in sauberm Drucke deutsch erscheint.[2]) Die erste Ausgabe war als ein Reisejournal eingerichtet; die zweite aber, damit sie auch nicht den äußern Schnitt gemeiner und meistens mittelmäßiger Reisebeschreibungen habe, betrachtet erstlich die geographische Lage, dann die physischen Merkwürdigkeiten von Algier, Tunis, Tripoli, Aegypten, Arabien und Syrien. Schon die Gegenden reizen unsre Aufmerksamkeit, da es bekannt ist, daß in der Erdbeschreibung nichts so ungewiß, zweifelhaft und voll Fabeln ist als die afrikanische Saraha,[3]) das sogenannte Dattelland (Biledulgerid) und einige Länder der Barbarei. Ebenso sind die Gegenden des alten Numidiens, Karthago, Libyen, Aegypten, der arabischen Wüste und des gelobten Landes voller so schöner Merkwürdigkeiten, daß Niemand sich bei Lesung derselben nach dem Ende sehnen wird, als etliche hochgewölbten Bäuche, die Reise- und Lebensbeschreibungen, Postillen und

---

1) 1765, 80. Stück, den 7. October. — D.

2) Der Uebersetzer war Merck, wie Herder's Brief an Diesen aus dem October 1770 beweist. Die Uebersetzung war nach der 1757 zu Oxford erschienenen Ausgabe. Die Anzeige ist handschriftlich noch zum Theil vorhanden. — D.

3) So ist auch weiter unten gedruckt. Die große Wüste heißt eigentlich Sahara belama (die Wüste ohne Wasser). Der Name wird auch Zahara, Ssahhra, Sarra, Sahar geschrieben. — D.

Wochenblätter durchträumen, um sich zum Schlummer zu bereiten. Der Verfasser hat als ein Naturkündiger gesehen und betrachtet, als Weltweiser gedacht, als Theolog verglichen und als ein schöner Geist geschrieben, zwar ohne Pomp, aber mit Ordnung, Schwere und feinen Blumen. Er war der griechischen, ebräischen und arabischen Sprache sehr mächtig, und sein Buch ist also voll Erläuterungen vieler Schriftstellen, die aus der Topographie entweder ihre Erklärung oder ihre Schönheit nehmen müssen. Ebenso bekannt ist er im Homer und den lateinischen Schriftstellern, daß seine Anmerkungen viele Stellen insonderheit aus dem Lucan erklären, viel von den Sitten der alten Griechen und Morgenländer in ein helles Licht setzen, so daß wir den ganzen Weg durch Türken, Araber, Straßenräuber und Wüsteneien in Gesellschaft der heiligen Schreiber und alten Schriftsteller, überall über Blumen und immer mit Veränderung thun. Eine Probe geben wir aus seiner Beschreibung der Barbarei. Er erklärt bei Gelegenheit der Luft den Africus der Alten durch den Südwestwind aus der Saraha, der, wenn er im August nur 5 Tage dauert, so erstickt, daß die Einwohner den Boden der Gemächer mit Essig ansprengen müssen. Die Ernte in Algier ist bis 15 Halmen ein Korn, doch hat man auch Körner von 80 bis 120 Weizenhalmen; ein Halm hat oft viel Aehren, jede Aehre wieder einen Auswuchs von kleinern; das heißt recht: „Die Erde treibt handvollweise hervor.“ Das Getreide treten sie mit Pferden und Mauleseln aus, nicht auf der Dreschdiele, sondern auf einem Boden, der mit Kühmist beschmiert ist. Den Taubenmist Samariens (1. Könige 7) hält er für arabische Kichererbsen, die an der Gestalt und Farbe ihm gleichen. Der Palmbaum, φοίνιξ, ist vielleicht der Ursprung des Märchens vom Vogel Phönix, da er 200 Jahr alt wird, der Stolz der Wüsteneien ist, und wenn der alte stirbt, einen Sohn neben sich aufsproßt. Bei diesem Baum erzählt er uns mit vieler Anmuth sein Geschlecht, Befruchtung, Wartung, Früchte und den Palmenhonig. Der Lotus des Anakreon's ist eine Staude, deren Frucht wie Pfefferkuch schmeckt, und die Olaus Celsus gar für die Dudaim[1]) hält. Die Gärten der Afrikaner sind ohne Methode und Absicht, ein Gemisch von Obstbäumen,

1) 1. Mos. 30, 14 ff. Herder gedenkt ihrer in einer Anmerkung zu seinen „Liedern der Liebe“ (1778). — D.

Beeten und Getreideland; vor unnütze Parterren ist ihr Boden zu fruchtbar, ihn aber zu bedüngen, ordentlich zu bepflanzen und zu verbessern, ist wider die Sitten ihrer Vorfahren und also unnütz. Er beschreibt eine siedenheiße, versteinernde Schwefelquelle, die den Boden 100 Fuß umher zu Kalk verbrannt und viele Gänge, Canäle und Gestalten gebildet hat. Die phantasiereichen Araber halten es für Trümmern eines versteinten Lagers, und die Hexen hören sie noch aus der Quelle murmeln, da der Boden hohl ist. Viele große Flüsse entspringen blos in der Ebene, die beinahe völlig regenlos ist. „Bestätigt dies nicht", setzt Shaw hinzu, „den Ursprung der Flüsse aus dem Abyssus?" Er erzählt das bekannte arabische Märchen von Ras-Sem, der versteinerten Stadt, das so viel Nachfrage von Neugierigen und noch mehr Erklärungsarten der Gelehrten in Bewegung gesetzt hat. Er hält diese Stadt weder für die Wohnung der Gorgoner noch für ein zweites britisches Stonehenge, sondern zeigt, daß es eine Karawane Menschen, Esel und Kameele sind, die durch die heißen sengenden Winde erstickt, ausgetrocknet und von der Sonnenhitze ganz erhalten sind. Die Barbarei hat kein Erzt; die Ernte ist für sie der philosophische Stein. Mahomet Bei ward abgesetzt: „Du bist", sprach der Dei Ibrahim, „mit der Kymia (dem philosophischen Stein) bekannt; entdecke sie mir! ich setze Dich wieder ein." Mahomet versprach's, und Ibrahim that's; allein er bekam statt des Goldmittels mit vielem Pompe eine Pflugschar überschickt. Und so gilt's in allen Ländern, daß die Kornernte eine Goldgrube und ein fleißiger Bauer der sicherste Alchymist sei.

Wir versprechen die Fortsetzung dieser so merkwürdigen Nachrichten aus dem Thier- und Menschenreich in der Barbarei und der Levante. Jetzo schließen wir damit, daß wir nach der einfältig-wahren Erzählung, die Shaw in der Vorrede von seinen Lebensgefahren, beschwerlichen und endlich ermüdenden Reisen in diesen Ländern giebt, einen Wandrer wie ihn wirklich für einen Märtrer der Wahrheit und der Geschichte preisen, und danken diesem verdienstvollen Mann mit einem wollüstigen Schauder, wenn wir seine schönen Nachrichten im Lehnstuhle am Kaminfeuer lesen können. — Kosten in der Kanter'schen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 13 Fl. 15 Gr.

Auszug aus Shaw's Reisen, von den Thier- und Menschengattungen in der Barbarei.[1])

Wir liefern nach unserm Versprechen diese Nachrichten, die wir nach der Verschiedenheit unserer Leser auch verschiedenartig mittheilen wollen; eine so reiche Sammlung von Merkwürdigkeiten, als die Shawische ist, kann vielerlei Geschmack befriedigen.

Der Reichthum der Araber und Morgenländer überhaupt ist an Vieh; sie besitzen viel, schlachten aber wenig und sind Milchtrinker, Butter- und Dattelesser. Hier erklärt Shaw des Theseus goldne Schafe und hält die Aepfel des Hercules aus den Hesperidischen Gärten auch für Schafe, μῆλα. Das Pferd, der Stolz und Name Numidiens, ist sehr ausgeartet, weil die Knechtschaft die Araber abhält, sie zu warten. Blos also die Aegypter und Tingitaner ziehen heute die prächtigen Pferde, die bis 16 Fuß hoch,[2]) voll Majestät im Anblick und voll Geschicklichkeit im Körper sind.

Die Jungen des Kameels sind 10 Tage, wie die Katzen, blind, und die Länge oder Kürze dieser Blindheit weissagt ihre Eigenschaften.

Der Löwe ist jetzt in Afrika nicht so häufig als vormals, da die Römer oft über 400 nach Rom geführt; viele von den Jungen sterben an den Zähnen, und die Feuerröhre haben sie sehr ausgerottet. Ein satter Löwe ist muthlos und läßt sich auch von dem Weibe die Beute alsdann aus den Zähnen reißen.

Oben in Afrika sind kaum vier Schlangengattungen, da man so viele zählt: die Cäcilien und Amphisbänen; die Cenchris und Ophites; ferner natrix, coluber chelydrus, anguis

---

1) Wir lassen hier gleich die Fortsetzung aus 1765, 88. Stück, den 4. November, folgen. — D.

2) Stück 89 bringt folgende „Verbesserung eines Fehlers in dem 88sten Stücke dieser Zeitung. Es werden daselbst 16 Fuß Höhe den barbarischen Pferden von einer gewissen Race beigemessen, wie es auch in der Uebersetzung lautet, allein handgreiflich falsch ist. Shaw wird in dem Original (wir haben es nicht bei der Hand) ohne Zweifel 16 Hände hoch angegeben haben; denn in England mißt man die Höhe der Pferde nach Händen. Eine Hand hoch aber bedeutet 4 Zoll engl., also ist die Höhe der gedachten Pferde 5 Fuß 4 Zoll engl." — D.

Aesculapii, Chersydros und Pareas sind einerlei. Die Aspis wickelt sich wie ein Schild zusammen.

Der Bururu ist eine große Horneule aus der Saraha, die nur selten, als eine Weissagerin der Pest, in die Städte kommt und um die angesteckten Häuser mit vielen andern schwebt — ein Vogel der Wüste, der im schärfsten Verstande unglücklich ist. Die Cicada summst hier sehr hell und unangenehm; die griechischen, sagt Shaw, müssen melodischer gewesen sein, da Homer[1]) seine Redner mit ihnen vergleicht.

Den Zug der Heuschrecken beschreibt er umständlich und groß; wir wollen von ihrer Verwandlung Nachricht geben. Wenn sie einen Monat vom Verderben jeder Pflanze gelebt, so werfen sie die äußre Haut ab, eine Geburt, die 8 Minuten dauert: sie halten sich mit den Hinterfüßen woran fest, arbeiten mit dem Kopfe wellenförmig, bis er durch die abgestreifte Haut hervortritt; alsdann liegen sie eine Weile todt, die Luft härtet ihre Flügel; die Sonne trocknet sie, und alsdann sind sie die alten Fresser, aber an Stärke verjüngt; endlich finden sie, die immer nordwärts ziehen, ihr Grab im Meere. Uebrigens widerlegt er den Ludolf,[2]) der aus ihnen die Wachteln der Israeliten machen will.

Afrika ist nicht so reich, wie man dichtet, an neuen Ungeheuern; der Naturlauf ist hier immer derselbe: die einzigen Maulesel und Kumrah sind eine vermischte Gattung, aber durch die Bemühung der Menschen, und pflanzen sich nicht fort.

Philosophie, Mathematik, Physik, Arzeneiwissenschaften, die hier vormals ganz allein geblüht, sind todt, und die Türken wundern sich, wie die Christen dem todten Studiren Geld und Vergnügen aufopfern könnten.

Kann ein Knabe lesen, schreiben und etwas aus dem Koran, so führt man ihn im Triumphgeschrei auf einem prächtigen Pferde durch die Stadt, gratulirt und beschenkt die Eltern — eine würdige Doctorpromotion!

Ihr vornehmster Sternkundiger kann nicht einen Sonnenzeiger abzirkeln; ihr größter Chymist macht Rosenwasser, und ein großer Arzt sagte: „Ihr Christen habt den Bukratt (Hippokrat), der ein arabischer Faquin war und kurz vor Avicenna lebte."

---

1) Ilias, III. 151. — D.
2) Den großen Orientalisten Hiob Ludolf († 1704). — D.

Ihre Blattern verkaufen sie voll Aberglauben; wider die Einpfropfung erzählen sie: „Eine Jungfer kaufte sich nur zwo Blattern, um schön zu sein; beide aber kamen ihr in die Augen und sie ward blind; so straft Gott die Stolzen!"

Zu Klystieren sind sie zu bescheiden. „Wie soll mein unedelster Theil den edelsten curiren!" so sagte ein Türk zornig, da ihm ein Engländer das Klystier wider Kopfschmerzen anrieth.

Die herumschweifenden Beduinen sind noch solche Rhapsodisten, als Homer war: sie sammeln einen Volkhaufen um sich und stimmen alsdann die Thaten des Propheten, den Grundriß von Mekka und Medina in Liedern an, die sie mit Instrumenten begleiten.

Alle musicalische Compositionen der Türken sind traurig und melancholisch. Shaw schreibt dies ihrem langen Umgange mit den Griechen zu, die freilich unter ihrem Joch melancholisch sangen.

Die türkischen Moscheen sind wie unsre gothischen Kirchen; die Mauer nach Mekka, zu der sie beten (die Kiblah), hat eine Bilderblende, um die unsichtbare Gegenwart Gottes anzuzeigen.

Ein Nachlaß von der altafrikanischen Race sind die Kabylen, ein rauhes Volk der Gebirge; den Bewohnern der Ebne haben die vielen afrikanischen Züge Land, Sprache und Sitten genommen.

Die arabischen Weiber sind schwarzbraun und selten wohlgebildet; die mohrischen hingegen sind Schönheiten. Es ist ganz falsch, daß **Mohr** von der schwarzbraunen Farbe den Namen habe. **Mavri** heißt ein Bewohner der Meerenge (bei Gibraltar); blos die Männer sind von der Sonne verbrannt, aber die Weiber sind bis ins dreißigste Jahr schön, dann runzeln sie und hören auf zu gebären, dagegen ist aber oft ein Mädchen von 11 Jahren Mutter und von 22 Großmutter. Indessen leben sie so lange wie wir und sehen also viel Glieder.

Bis an die Enden der Türkei ist die Sage: die Christen werden einmal an ihrem Sabbath zwischen 10 bis 12 Vormittag alle ihre Staaten einnehmen; daher schließen sie alsdann ihre Thore.

Den Dei zu Algier wählt man von der Armee; jeder kühne Soldat also, der gestern beim Pfluge stand, ist Thron-

folger; er mache sich nur einen Anhang und nehme den Degen in die Hand. Der zehnte Dei stirbt auf dem Bette. 1720 zankte sich der Dei mit dem englischen Consul: „Meine Mutter verkaufte Schafsfüße und mein Vater Rindzungen; aber so eine niedrige als Deine würden sie sich geschämt haben zu verkaufen!“ So sieht es in einem Lande aus, wo das Volk eine Räuberbande, der Dei ihr Anführer, sein oberster Minister der Koch und sein Corpus juris Geld und das Schwert ist.

Breslau.[1])

Man kann eine doppelte Geschichte des menschlichen Verstandes entwerfen, entweder seine Wirkungen, die Künste und Wissenschaften, Pyramiden und Ehrensäulen, die er sich gesetzt, zergliedern oder die Quellen und Ursachen ausspüren, durch welche er sich entwickelt und vollkommner gemacht. Den Verstand gleich einer Pflanze aus einer Wurzel herzuleiten, war zu viel gewagt, und die Reduction so vielfacher Erscheinungen auf eine Ursache scheiterte beinahe wie der Aerzte Bemühung, alle Krankheiten aus einer Ursache erklären zu wollen. Huarte[2]) gab den Kräften der menschlichen Seele blos natürliche und Helvetius[3]) nur sittliche Ursprünge. Montesquieu baut auf die Himmelsstriche, und du Bos[4]) rechnet nach Ausdünstungen der Erde. Uns dünkt, man hätte hiebei verfahren sollen wie die Naturlehrer bei Erklärung der Ebbe und Fluth, die außer dem Monde noch andere Nebenursachen, die Winde, den Boden der Meere, die Drehung der Erde um ihre Achse, dabei zu Hilfe nehmen. Diesen Pfad betritt der Verfasser der

Geschichte des menschlichen Verstandes. Breslau bei J. E. Meyer. 1765. 16 Bogen.

Er nimmt zu Quellen aller Erkenntnisse natürliche, sittliche und vermischte Ursachen an. Jene sind Genie, der Körper

---

1) 1765, 81. Stück, den 11. October. — D.

2) Examen de ingenios para las sciencias, von Lessing 1752 übersetzt. Vgl. dessen Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. XVIII. S. 225 ff. — D.

3) De l'esprit. — D.

4) Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique. — D.

und seine Organisation, das Klima, das Alter und die Bedürfnisse im natürlichen Zustande; diese sind Staat, Sprache, Erziehung und Bedürfnisse, die aus der Gesellschaft entstehen. Zu den vermischten zählt er die Vorsehung, Religion und Aberglauben, endlich den Zufall. Nach diesem Plan handelt der Autor seine Geschichte in neun Abschnitten ab. Man findet eine nicht unangenehme Schreibart und Kürze gnug für ein so weites Feld, dagegen aber auch keine besondre Anmerkung, die ein Genie des Verfassers entdeckte, keine neue Ader, auf welche er gestoßen wäre, sondern Collectaneen aus du Bos, Montesquieu, Goyret[1]) und Helvetius, die mit ziemlicher Wahl gesammelt sind. In der Materie vom Genie wäre das Genie oder der Kopf zur Erfindung von dem Genie oder Kopf zur Ausführung genauer zu unterscheiden. Vielleicht grenzen sie wie der große und der starke thätige Geist, nach Herrn Abbt „Vom Verdienste". Montesquieu, der die Religion nach dem Klima abmißt, wird eingeschränkt; man hätte ohne Gefahr der Bemerkung dieses großen Schriftstellers mehr einräumen können. Allerdings ist der Einfluß des Alters auf den Geist groß. Es giebt wenig Anakreons von achtzig Jahren; Fontenelle im neunzigsten war nicht mehr der beliebte Schäfer. Die Temperamente sind nur obenhin betrachtet, und einige Tautologien muß man sich nicht verdrießen lassen. Es ist nicht in Jedes Gewalt, den philosophischen Geist mit dem Schwunge der Schreibart und den feinsten Blumen der Belesenheit wie ein Moses[2]) und Abbt zu verbinden, ohne dabei in den Declamirton ex cathedra verfallen zu dürfen. — Kosten in der Kanter'schen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 24 Gr.

---

1) Schon Suphan hat richtig Goguet vermuthet. Das große Werk von Anton Yves Goguet, „De l'origine des Loix, des Arts, des Sciences et de leur progrès chez les anciens peuples" (1758), von dem auch 1760—1762 eine deutsche Uebersetzung in Lemgo erschienen war, wurde von Herder auch noch später fleißig benutzt. — D.

2) Mendelssohn. — D.

Versuch einer richtigern Auslegung des Hohenliedes Salomon's, worin das Zuverlässige, Schöne und Göttliche dieses H. Buchs gezeigt wird von M. Christian Gottfried Hase. Brandenburg und Leipzig bei J. W. Halle und J. S. Halle, 1765. 2 Alph. in 4.[1])

Jeder Liebhaber der Lieder des Alterthums muß sich freuen, daß das Hohelied Salomon's, das Lied der Lieder, welches Rabbinen, Epikureer und Naturalisten für höher als alle Stücke Theokrit's, Virgil's und Catull's halten, in unserer Zeit so viele und mancherlei Hände beschäftigt. Evremond, Voltaire und die Rabbinen — drei Namen, die man selten zusammen findet — erschöpfen sich im Lobe dieses unvergleichlichen Gedichts, und die Gottesgelehrten (etwas, was beinahe noch seltner ist) stimmen diesem Lobe bei. Aber auslegen? das ist ein Gordischer Knoten! Wenn wir den alten Gerhard und Grotius, zwei Antipoden bei Auslegung dieses Buchs, davon der Eine von Liebesschwänken im Himmel, der Andre im Schlafzimmer Salomon's träumt, wenn wir Diese auch schlafen lassen, so sind doch die Erklärungsarten der Neuern beinahe immer auf diesen Spuren. Lowth und sein gelehrter Herausgeber Michaelis, Hanssen und sein Nachfolger Boysen, und am Allerneuesten Celotti in Italien haben dies Werk theils poetisch theils exegetisch auseinanderzusetzen gesucht und bald natürlich bald mystisch ausgelegt, ohne was Vollkommenes zu vollenden: und siehe, da erscheint Herr M. Hase mit einer richtigern Erklärung, das Zuverlässige, Schöne und Göttliche zu bestimmen! Drei schwere Versprechen, weil nicht jeder Ausleger ein Sprachkundiger, Poet und Theolog zugleich ist. Wir erzählen, was er uns geliefert. Die Vorrede führt die Ausleger dieses Buchs vor ihm mit einigem Urtheil an und ist gut geschrieben; der Verfasser zeigt hier und in den Anmerkungen, daß er in der Literatur Kenntnisse habe,

1) 1765, 83. Stück, den 18. October. Vgl. Herder's „Lieder der Liebe" (1778). — D.

sich Mühe gegeben und seine Vorgänger zu nutzen gewußt. Aus der sehr weitläuftigen Einleitung von dem Verfasser, Alter, Inhalt, Göttlichkeit und Stil des Hohenliedes führen wir, weil das Uebrige für uns zu fremde und zu gedehnt ist, nur zwo Kleinigkeiten an. Der Verfasser widerspricht Herrn Hofrath Michaelis, der den Prediger blos im Namen Salomon's geschrieben glaubt, und tadelt sehr oft und mit Recht Herrn Oberhofprediger Boysen, daß er gar zu sehr nach arabischen Quellen dürste. Die Uebersetzung unsers Hase ist genau, schön und vor der Boysen'schen sehr vorzüglich; auch seine Anmerkungen sind voll Gelehrsamkeit und Fleiß; aber seine Auslegung — — seine durchaus mystische, oft gezwungne und schleppende Auslegung — ist das Werk eines Predigers, der über jeden Vers eine erbauliche Predigt gehalten, die wir ungern hören möchten, noch weniger lesen wollen. Herr Hase ist ein Philolog und ein schöner Geist; warum hat er uns nicht lieber die Uebersetzung, die Ursachen und Erläuterungen derselben, die Anordnung des Gedichts und Zergliederung seiner Schönheit aus dem morgenländischen Geschmack allein, kurz, schön und dringend gegeben? Seine weitläuftige Auslegung hätte er für erbauende und zu erbauende Gläubige allein schreiben können, da diese sich mit den Anmerkungen nicht eben sehr beschäftigen werden. Er verspricht uns eine poetische Uebersetzung des Hohenliedes, und zwar die ebräischen Schönheiten in deutsche Formen und Empfindungen zu übertragen — ein wichtiger Entwurf, der alle Aufmunterung verdient. Nur Zweierlei bitten wir uns aus: das Schicksal eines Ikarus, des Herrn Wilhelmi, zu vermeiden, der uns das Hohelied in deutsche Lobwasser-Reime gebracht hat,[1]) hingegen aber der Michaelis'schen Uebersetzung des Predigers nachzueifern und sie zu übertreffen. Zweitens verbitten wir eine nochmalige mystische Paraphrase. Der Autor schreibe als Philolog und Poet, so daß man auch seinem deutschen Liede der Lieder das zurufen könne, was der Sohar[2]) vom ebräischen Hohenliede sagt: „An dem Tage, der dies Lied der Welt offenbarte, ist

1) Johann Gottlob Wilhelmi, Pfarrer zu Diehsa, ließ in Leipzig 1764 erscheinen einen „Versuch einer poetischen Uebersetzung des Hohenliedes des Salomo; nebst einigen hiezu dienlichen Anmerkungen". — Ambrosius Lobwasser gab außer einer Uebersetzung der in französische Verse gebrachten Psalmen (1573) auch eine „Biblia" (1584), in welcher er die sämmtlichen Capitel der Bibel zum Auswendiglernen in deutsche Reime brachte. — D.

2) Ein rabbinischer Erklärer. — D.

die Vollkommenheit aller Dinge erfunden." — Kostet in der Kanter'schen Buchhandlung hier wie auch in Elbing und Mitau 2 Fl. 15 Gr.

Etwas zu meiner abgenöthigten Kritik und zu meines Bruders Schreiben an den Herrn Oberhofprediger Boysen zu Quedlinburg.[1])

Dieses Etwas von $3^1/_2$ Bogen, das aus dem eignen Verlage des Herrn M. und Candidaten Teller wider seinen Bruder herausgekommen, nöthigt uns die Kritik ab, die die meisten Unparteiischen schon wider seine abgenöthigte Kritik gefällt haben. Der Verfasser hat einen niedrigen Geist, da er uns hier ein pöbelhaftes Gewäsche über die guten und bösen Recensionen von seiner eignen entbehrlichen Recension vorlegt, und eine noch niedrigere Seele, da durch allen seinen heiligen Eifer für die Orthodoxie und die Bekehrung seines Bruders die schwärzesten Triebfedern durchschimmern: ein giftiger Neid und die unrühmlichen Griffe, sich durch niedrige Schmeicheleien und dumme Fechterstreiche zur Säule der Kirche machen zu wollen. Freilich ist seines Bruders Lehrbuch zu sehr geeilt, zu wenig durchgearbeitet und in einem gelinden Verstande eine ascetisch-homiletisch-ästhetisch schwärmende Dogmatik, die wir eher einem jungen Doctor als einem hochwürdigen Generalsuperintendenten verzeihen könnten; freilich ist seine Vorrede an Ernesti und sein Brief an Boysen, wie es uns vorkommt, immer zu wegwerfend und klein, da die dreiste Wahrheit vielmehr sagt: Si omnes Patres sic, at ego non sic — — und eine zu große Zuversichtlichkeit in das Urtheil Anderer gemeiniglich stolze Recensionen zu wirken pflegt; aber er bleibt in seinen Schwächen und Irrthümern noch immer liebenswürdig, hingegen Dieser macht sich bei seiner orthodoxen Stärke unleidlich. Was brauchen wir's zu wissen, daß beide Brüder wegen der Erbschaft processirt und unser Held zu seinem Advocatenhelden einen Namens Püttman gehabt, daß der Herr Generalsuperintendent seinen

---

1) Daselbst. — D.

Bruder zum Duell ausgefordert, daß sein Amt uneinträglich sei und sein menschenliebender Bruder ihm daher das Capital mit schweren Interessen verzinset, daß der Herr Doctor erst Magister und der Herr Generalsuperintendent Sonnabendsprediger gewesen — — elende Schmiererei! Um aber wenigstens aus diesem Wust von Worten ein Körnchen Gold zu zeigen, so sagt er, wer weiß aus welchem Grunde, auf — auf wen könnte es anders sein als unsern Monarchen:

„Es hat der sieggewohnte Held
Zum Unterthan die ganze Welt;
Denn fiel' es ihm nur einmal ein,
So müßte sie es sein!
Und so ist's von dem dän'schen Thron
Ein Jeder durch Religion;
Bewundernd steht der Christ von fern
Und wünscht' und wär' es gern."

Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 12 Gr.

Der Zuschauer von Leipzig an der Pleiße, 2 Theile in 8. Beide zusammen 8 Bogen.[1])

Einem elenden, aber leider lustigen Studenten ist's eingefallen, eine abgeschmackte lange Erzählung, von der wir nichts wollen gelesen haben, ein derbes Hochzeitcarmen, vom Diogenes, der die Jungferschaft sucht, einige elende Charaktere und die, so Gott will, witzigen Mottos, die der Verfasser der Arzeneien aus der Bilderfibel entlehnt hatte — hier zusammenzuflicken und auf graues Löschpapier an der Pleiße drucken zu lassen, mit zwei Vorreden und einem Vortrab, der sich anfängt: „Es ist was Leichtes ja, sich Zuschauer zu nennen" 2c.

Ohe, jam satis![2]) Alles unter der Kritik! Und bei diesen Gräuel setzt der Verleger das Bild Thomson's hin, das wir in Lessing's Theatralischer Bibliothek mit Vergnügen sahen. Das heißt Perlen für die Säue werfen. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 12 Gr.

---

1) 1765, 85. Stück, den 25. October. — D.

2) Ein Herder auch später sehr gangbarer Ruf aus Horaz' Sat., I. 5, 12. 13, wo noch est folgt. — D.

Vernunft- und schriftmäßige Betrachtung über die unlängst neu herausgekommene seltsame, verworrene und verdrehete Uebersetzung und Erklärung unserer allerheiligsten Glaubensbücher des N. Testaments: aufgesetzt von J. G. Gr. Past. Pr.[1]) und mit Beistimmung eines vornehmen evangelischen Ministerii zum Druck gegeben. Sorau, bei Gottlob Hebold 1765. 11 Bg. in 8.[2])

Dieser lange Titel, das Vernunft- und Schriftmäßige, die harten Benennungen der Dammischen Bibelübersetzung, das vornehme evangelische Ministerium und Anderes mehr könnte beinahe den Verdacht erregen, daß diese Schrift gegen den *διάβολος* unserer Zeit mit der ganzen gewöhnlichen Rüstung der Polemiker, mit Schwertern und Stangen[3]) losginge; allein wir haben in diesen Briefen viele Bescheidenheit, theologische Vernunft und Ordnung gefunden. Damm verdient in vielen Stücken mehr Züchtigung als Unterweisung, mehr Schärfe als Menschlichkeit; er hat kein System, keine hermeneutische Regeln, keinen Auslegergeist; er widerspricht sich und giebt nur gar zu oft seinem Leser die Ruthe in die Hand, ihn zu stäupen; ohngeachtet seiner anderweitigen Gelehrsamkeit fehlt ihm durchaus der kritische Blick, in die Geschichte der apostolischen Zeiten zu schauen, der Benson,[4]) Peirce,[5]) Michaelis und Semler so ausnimmt.[6]) — Dies ist unser Urtheil von einem Werke, das nur gar zu sehr auf Füßen von Thon steht und stürzen muß. Unser Verfasser

1) Grünwald, Pastor Primarius. — D.
2) 1765, 88. Stück, den 4. November. — D.
3) Matthäus 26. 47. — D.
4) Georg Benson's „The history of the first planting of the christian religion" erschien zuerst 1756. Von seinem Werke „The reasonableness of the christian religion, as delivered in the scriptures" (1743) war 1743 eine deutsche Uebersetzung von Bamberger erschienen. — D.
5) Jakob Peirce, nonconformistischer Prediger († 1726), schrieb außer vielen kleinern Schriften Paraphrasen der Briefe an die Hebräer und die Kolosser. — D.
6) Ausnehmen hier im Sinne von auszeichnen, wie es sonst nur mit sich steht. — D.

geht seine Meinungen durch, sucht seinen Lehrbegriff auf, zeigt seine Widersprüche und widerlegt ihn mit den — gewöhnlichen theologischen Beweisen, die vielleicht bei jedem Theologen, aber bei wenigen Heterodoxen gelten werden: vermuthlich aus Ursachen, die sich der Leser zu Ende dieser Anzeige dazu denken kann. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 24 Gr.

Halle und Leipzig.[1])

Bei J. G. Trampe ist herausgekommen:

Der Christ am Sonntage, dritter Theil. Eine moralische Wochenschrift zur Beförderung des innerlichen Gottesdienstes am Tage des Herrn.

Schon der Titel zeigt uns die Absicht dieser Wochenschrift, und der ganze Inhalt zeigt's noch mehr, daß, so wie man in unsern gewöhnlichen moralischen Wochenschriften wenig mehr als Zeitkürzung fordert, diese sich überdem eine erbauliche Zeitkürzung zum Zweck vorsetzt. Wir thäten ihr also Unrecht, wenn wir sie aus einem fremden Gesichtspunkte, dem Witze, der Gründlichkeit, der Neuigkeit, betrachten wollten; denn einige erbauliche Schriftsteller werfen dem Kunstrichter vor, er fordere Vernunft, wo sie Rührung fordern; sie schrieben vor das Herz und nicht den Verstand. Dies vorausgesetzt, hat diese Schrift zur Erbauung gute Seiten: eine gute und wohlgemeinte Moral unterhält sich in ihr durch eine ziemlich reiche Abwechselung, durch einen fließenden Stil, durch untermischte Briefe, Poesien und Züge aus der Geschichte. Indessen, wenn wir auch diese Recension am Sonntage schrieben, so müßten wir die einzige Erdichtung, die in diesem Bande vorkommt, immer für zu erbaulich halten: es ist ein Traum, ein langer, bogenlanger Traum, der die Huldigung der Wissenschaften bei der Krippe Jesu heißt. Der Christ am Sonntage schläft wie gewöhnlich ein, wird nach Bethlehem verzückt, wo er uns etwas lange die Reize der Gegend malt, weil die meisten Leser in Weihnachten gerne Frühlings-

---

1) 1765, 93. Stück, den 22. November. — D.

schilderungen lesen. Es kommen darauf alle Wissenschaften: die ehrwürdige Madame Historie, schön, nur etwas zu lang gewachsen, kommt und schwört mit aufgehabnen Fingern; die außerordentliche Mademoisell Weltweisheit, nicht sehr groß, aber wohlgekleidet und im Blumenkranz, aber voll Thränengüsse; die Metaphysik, ein sehr nachdenkendes Frauenzimmer, mit ihren drei Schwestern, der Geisterlehre, Ontologie und natürlichen Gottesgelahrtheit (der Verfasser scheint bei dieser Genealogie etwas irre oder wenigstens bei dem ganzen Traum nicht sehr bekannt mit der Madame Weltweisheit zu sein); alsdann die Physik, auch sehr groß; die Mathesis sehr majestätisch und ruft: „O Schwestern!" Die Arithmetik will rechnen, verliert sich aber in Zahlen und winkt ihrer Schwester Geometrie; diese versenkt sich in die Breite, Länge und Tiefe, und endlich weint sie. Dies thut auch die Mechanik, da sie den Werkmeister der Welt in einer Krippe sieht. Die Aërometrie entdeckt um Bethlehem eine sehr reine Luft; vor einen Stall ist dies freilich wunderbar! Die Hydrostatik redet vor Quellen und Wasser; gut, daß sie nicht eine Wasserprophetin wird! Die Optik sieht mit starren Augen, und die Perspectiv zeichnet die Aussicht von Bethlehem nach Zion. Die Astronomie ruft: „O meine Sonne!" und die Geographie berechnet wiederum die Größe der Erde. Die Chronologie rechnet das Geburtsjahr aus und ruft: 1765 — (hätte sie lieber das Geburtsjahr nach der Schöpfung berechnet!), und die Algebra, die (nach Wolff's Auszuge) vermuthlich die Mathematik beschließt, ruft aus: „Myriaden Sünder! Myriaden Engel!" So geht dieser lächerliche Traum die Moral und Theologie, die Rechtsgelehrsamkeit, Medicin und Chirurgie, ja zu guter Letzt fünf ehrbare Jungfrauen, die schönen Wissenschaften, durch und schließt plötzlich und erbaulich, weil das Blut des Träumers gar zu sehr in Wallung gerathen war. Wir haben die erbaulichen Katachresen, die dieser Traum ausschüttet, noch vermieden und fragen blos den Herrn Verfasser, für wen er ihn geschrieben. Für die Damen? Diese haben ja, wie unser christlicher Sonntagsträumer aus einem philosophischen Träumer, dem D. Krüger,[1]) wissen wird, diese

---

1) Johann Gottlob Krüger, Professor der Philosophie und Medicin zu Helmstedt († 1759), schrieb unter vielen und mannichfaltigen Büchern auch 1746 seine „Gedanken von der Algebra nebst den Primzahlen bis 100000". — D.

haben ja die Ehre, die Frau Algebra oder Aërometrie nicht zu kennen. Wer aber diese Namen versteht, wird der nicht, statt sich nach des Verfassers Meinung auch solchen Traum zu wünschen, wird der nicht vielmehr einen stillen Seufzer thun, daß Gott alle Erbauer vor solchen aufwallenden Träumen, vor Don-Quixotischem Witz und erzwungnen Allegorien bewahren wolle? — Wir wiederholen, daß wir dies ganze Stück und noch viel andre Stellen aus diesem Buch wegwünschen und die witzvollen Schwärmer zu bannen; daß, wenn nicht die vollkommne Zahl Drei dies Werk schließt, wir von dem Verfasser weniger Spuren von Predigtauszügen, mehr Stücke von der Art der Chrysostom'schen Rede und mehr menschliche Erbauung erwarten wollten. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 3 Fl.

Leipzig und Bernburg.[1])

C. G. Cörner verlegt:

M. Joh. Anton Trinius erste Zugabe zu seinem Freidenker-Lexikon, 1765. 9 Bogen in 8.

Da das Lexikon, zu dem diese Schrift ein Supplement ist, schon 1759 erschienen, so halten wir unsere freien Gedanken darüber zurück, aus Furcht, auch eine Stelle in seiner zweiten Zugabe zum Freidenkerlexikon zu bekommen. Denn in der That ist der Verfasser mit einer Stelle in seinem Wörterbuch nicht geizig: der begeisterte Bramine, Burnet, Beaumelle, Rousseau, J. Stephan Müller und Oest, Prémontval, Loën und Crugot — Alles Freidenker. Alles kommt hier zusammen, was sich kaum auf der Kürschnerstange zusammenfindet, und wenn wir sehr viel Artikel ansehen, so ist's beinahe eine Ehre, von einem furchtsamen Denker als Freidenker ausgeschrieen zu sein. Herr Trinius ist beinahe nicht zu etwas mehr als zum Lexikonschreiber gemacht. Dies ganze Supplement ist eine Mischung fremder Urtheile über Leute, die der Verfasser selbst nicht kennt. Und woher borgt er die Urtheile? Aus Zeitungen und wieder aus Zeitungen, von Postreitern und Briefboten, oder — aus Holberg's

1) Daselbst. Eine zweite „Zugabe" erschien nicht. — D.

vermischten Gedanken. Fürwahr, wir haben die weitläuftige Belesenheit bewundert. Wer wird es denn endlich unsern deutschen Lexikonschreibern aus dem Sinn reden, daß man Wörterbücher ohne Kopf blos mit der ehrlichen theologischen Rechte schreiben müsse! Macht es nicht unsern Freidenkerzeiten Schande, wenn der Verfasser statt Antwort auf den merkwürdigen und freundlichen Brief des Herrn J. H. Oest (der jetzt gräflich Wied-Runkel'scher Kirchenrath, Oberinspector der Kirchen und Schulen und Prediger in Runkel ist und hier ein völliges Verzeichniß seiner Schriften giebt), wenn er statt Antwort ihm wieder ein fremdes Urtheil entgegensetzt? Sollte Der, der Freidenker wägen will, nicht selbst frei und vor sich denken? Man hat ihm mit Recht vorgeworfen, daß er das Wort Freidenker ohne bestimmten Plan gebraucht habe. Er frage sich erst, was dieses Wort bedeute; er suche alle seine Männer zu kennen, zu studiren und ihr *πρῶτον ψεῦδος* zu erforschen; er denke selbst frei und schreibe nicht aus Zeitungen für Zeitungen (wie der Verfasser diese vor das ganze Publicum ansehen muß), sondern aus Büchern vor die Nachwelt! Alsdann wird man mehr als einige abgebrochene, unvollständige und unsichere Nachrichten lesen. Der Herr Verfasser wird nicht den Herrn D. Ralph [1]) vor einen gekrönten Doctor halten, er wird nicht lächerliche Muthmaßungen über den Eduard Fielding und Andre fällen; kurz, es wird, obgleich Weiber, Wörterbücher und Weissagungen selten vollkommen zu sein pflegen, doch kein Supplement wie dies nöthig sein. Fährt er aber in diesem Ton fort, so wünschen wir und können es mit orthodoxer Hand hinschreiben, daß unsere Zeiten vor sein Lexikon fruchtbar an Freidenkern sein mögen.

Kostet in bemeldeten Buchhandlungen 21 Gr.

Leipzig. [2])

Die für die schöne Literatur in Deutschland so unentbehrliche **Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste** schließt sich mit dem 12. Bande, dessen

---

1) Benjamin Ralph, von Pope in der Dunciade erwähnt. Am Bekanntesten ist sein Gedicht „Zeuma or the love of liberty" (1729). — D.

2) 1765, 94. Stück, den 25. November. — D.

zweites Stück wir jetzt ankündigen. Den meisten unsrer Leser, denen es nur um den guten Geschmack etwas zu thun ist, würde diese Nachricht unangenehm sein, wenn wir nicht dazusetzen könnten, daß eine Fortsetzung von eben der Art und Einrichtung unter dem Titel: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste nächstens erscheinen wird. Die Verneurung muß theils gefallen, da man bei einem langen Werk immer seufzt: Ohe, jam satis! wenn es in die Zwanziger hineinläuft, theils weil den jungen Ankömmlingen im Reich der schönen Wissenschaften solche Ruhepunkte und Zwischensteine auch bequem werden. Dieses zweite Stück enthält: 1) Fortsetzung der Abhandlung übers Recitativ, die über die musicalische Declamation gute Gedanken liefert und, wenn wir nicht irren, den Herrn Kapellmeister Scheibe verräth. 2) Salomo, ein Trauerspiel von Klopstock, wird nach den dramatischen Regeln geprüft und zurückgesetzt. Wir wissen leicht, was Klopstock bei allen diesen Züchtigungen denken mag, und verzeihen ihm auch den kleinen edlen Eigensinn gerne, der gemeiniglich die Hülle zu sein pflegt, in dem das geistige himmlische Genie den erdgebornen Kunstrichtern erscheint. So unterscheidet sich in den französischen Romanen die hohe Herkunft durch einen gebietenden Ton der Mienen und des Gesprächs, die Musen durch einen kleinen Eigensinn in der Lebensart und Homer's Götter oft durch ein erhabnes *μῶρον*. 3) Bianconi Sendschreiben über den kurbaier'schen Hof und die Stadt München, ein Werk, das die Gelehrten jeder Hauptstadt zur Nachfolge reizen sollte. 4) Poetische Schriften von Zachariä. Er empfängt nebst einem verdienten Lobe auch gerechte Erinnerungen, und bei beiden ahmen wir den orientalischen Pilgern nach, die zu jedem Grabmal, das sie antreffen, einen Stein werfen. Wenn das ganze Publicum schon zu der Ausgabe eines Dichters aufgefordert wird, so ist's billig, daß er auch seine letzte Hand an seine Arbeiten gelegt habe, ja, daß die Musen selbst über das ganze Werk und jedes Theil desselben mit strenger, unparteiischer Hand die Worte geschrieben: Der Nachwelt und Ewigkeit heilig! Ist dies nicht, so ahmt man einem gewissen französischen Dichter nach, der schon lange gestorben ist, wiewol er noch lebt, und der die Kunst versteht, nach seinem Tode erst ganz zu sein. 5) Theatralische Belustigung nach französischen Mustern, eine Uebersetzung einiger

französischen Stücke. 6) Orphei ἅπαντα, wovon wir schon Nachricht gegeben, und dann 7) Tragische Cantaten von Gerstenberg und Schlegel, in Musik gesetzt von Scheibe. Wir sind nach diesem Geschenk einer doppelten Muse begierig. Man höre aus der Gerstenberg'schen Cantate die verlassne Ariadne:

„Wohin? wo flieh' ich hin? Hier ist der Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite verfolgt, von allen Mächten bedroht!
Wehe mir! wehe mir!
Mit fliegendem Haare — wohin? —
Irr' ich am Ufer und bin
Das Spiel der Winde!

„Nicht dieses Ende, diese Schmach
Hab' ich um Dich verdient, o Theseus! dies Grab
In diesen Wellen! Sieh denn einst herab
Von Deinen Ufern — wenn einst die beglücktre Braut
In Deinem Arm mit Schaudern hier herunterschaut,
Sieh denn herab auf mich und sage:
‚Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter Klage!
Sie war einst glücklich — fand doch hier ihr Grab!'"

Welche Einbildungskraft! welche Sprache und Accente zur Musik! — 8) Folgen die vermischten Nachrichten, die jedes Stück der Bibliothek so beträchtlich, so werth, so neu machen, daß ich es allemal von hinten zu lesen anfange und von vorn, nach der Schreibart der ältesten Griechen, auf gut βουστροφηδόν[1]) wieder zurückpflüge. Wir können keine bequemere Gelegenheit als jetzt, da sich das Werk verjüngt, haben, unser Urtheil über das Ganze zu fällen. Vielleicht sind die Kunstrichter bei der Censur der Gedichte zu gelinde, zu eintönig und oft etwas schlummernd, vielleicht bei dem Auszuge gewisser Werke zu pünktlich, da doch eben die Hauptwerke weniger Auszug als Urtheil fordern; vielleicht sollte eine Bibliothek der schönen Wissenschaften uns den Fortgang derselben mehr im ganzen Bilde zeigen und dazu vornehmlich die Originalabhandlungen widmen; vielleicht sollte eine Biblio-

1) Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 14. — D.

thek der schönen Wissenschaften in Deutschland insonderheit von dem Zustande einzelner deutschen Provinzen mehr Nachricht in der schönen Literatur einzuziehen suchen und dazu die Schriftsteller einer Gegend zusammennehmen; vielleicht endlich würde aus der Vergleichung ähnlicher Autoren und Aneinanderhaltung alter und neuer Werke eben das Gemälde des Ganzen entstehen, das diese Bibliothek über Monatsschriften und Journale erheben könnte, zu den Werken, die die Griechen mit dem vielbedeutenden Wort Geschichte oder Tacitus Annales überschrieb. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 1 Fl. 9 Gr.

Zürch 1765.[1])

Der Mann, von dem es gilt: „Je mehr Du Dich selbst erhöhest, je mehr wirst Du erniedrigt werden"; er, der vor sich eine Bibliothek elender Lobschriften und wider sich einen noch größern Stoß Schmähzettel hat; er, der auf den Berg von beiderlei Papieren tritt und mit stolzem Zorn und freundlichem Stolz auf sich zeigt: Atqui ego sum — kurz, der Schriftsteller, der sich selbst, seinen Ruhm und Schande längst überlebt haben sollte, auf dessen Grab man eine Handvoll Staub werfen könnte: Molliter ossa cubent![2]) an dem aber noch immer jeder halb vollendete Schüler sich zum Meister zupfen will — kurz, Herr Professor Gottsched tritt jetzt auf in Lebensgröße:

Gottsched, ein Trauerspiel in Versen, oder der parodirte Cato, Zürch 1765.

Diese Parodie zweener Aufzüge des Cato ist so grob, so unhöflich und witzlos-lächerlich, daß, wenn sie einen andern Held sänge, er mit dem Verfasser der Aeneide und Henriade stolz schweigen könnte; ja, bei einer so elenden Parodie, als diese ist, glauben wir, kann auch selbst Gottsched die Worte des großen Hektor's parodiren, da die Griechen wider seinen todten Körper wütheten:

---

1) Daselbst. Die hier besprochene Parodie war von Bodmer. — D.
2) Ovid., Trist., III. 3, 76. — D.

Βάλλετε νῦν μετὰ πότμον ἐμὸν δέμας, ὅττι καὶ αὐτοὶ
Νεκροῦ σῶμα λέοντος ἐφυβρίζουσι λαγωοί.

„Am todten Helden könnt Ihr immer rasen:
Den todten Löwen schmähen selbst die Hasen."[1])

Kostet in bemeldeten Buchhandlungen 12 Gr.

Belustigungen für das Herz und den Geschmack in auserlesenen Schilderungen von Young ꝛc. Frankfurt 1765.[2])

„Niemand lasse sich durch den Titel betrügen!" schrieb Jener unter die Thüraufschrift, die ihn, statt in eine Schatzkammer, Gold zu finden, in ein geheimes Gemach führte, und wir wiederholen diese Worte bei gegenwärtiger Charteque, die vielmehr elende Zerstümmelung einiger guten Dichter heißen sollte. Nicht aus Young, sondern aus Gellert, Kleist, Lange, Dusch und Andern werden gute und mittelmäßige Gedichte genommen, ohne Zusammenpassung aneinandergeflickt, als Prose, grob verstümmelt und abscheulich gedruckt und hinten an den Leser dazugeschrieben:

„Kauft gerne dieses Buch, durchleset es mit Fleiß.
Ich weiß, es reut Euch nicht; denn es macht klug und weis'."

Ein Buchhändler, der solch Zeug der Welt auch nur einmal giebt, sollte nie die Ehre haben, jemals was Gutes ihr liefern zu dürfen. — Kostet in oben genannten Buchhandlungen 21 Gr.

---

1) Vgl. die spätere Uebersetzung dieses griechischen Epigramms (Anthol. Plan., 4) in den Werken, VII. S. 139. Schon damals hatte Herder manche Epigramme der griechischen Anthologie in gereimte Verse übersetzt, wovon er eine Probe in Stück 97 in den „Dreimal drei Berlocken", Nr. 5 und 6 (vgl. die Vorbemerkung, S. VI) gab. Vgl. Werke, VII. S. 21 f. — D.
2) Daselbst. — D.

Berlin.[1])

Im Verlag der Realschule sind erschienen:

L. Annaei Senecae Eclogae — Pensées de Sénèque recueillies par M. Angliviel de la **Beaumelle** et traduites en François, pour servir à l'Education de la jeunesse — 1765. 10 Bogen in 8.

Aus dem Titelblatt, das den Sammler königl. Professor der französischen Sprache und der schönen Wissenschaften in Kopenhagen nennt, ist zu sehen, daß Beaumelle diese Maximen des Seneca schon vor einigen Jahren gesammelt, so wie auch die Trüblet'sche Censur zum Druck schon 1749 unterzeichnet ist. Vielleicht schütteln Einige den Kopf, daß ein Verfasser von Mes pensées, bei dem jeder Einfall ein prosaisches Epigramm wird, auch einen alten Schriftsteller nach neuer französischer Art umbildet und ihn vielleicht nach seiner Lieblingswendung mit geistigem Witze im hohen Ton oder mit den Waffen der Damen, mit Points und Nadelspitzen, ausrüsten will; allein Diese werden sich etwas irren. Freilich verliert man bei allen solchen Eklogen — die man nicht mit Idyllen verwechseln wird, so wie jenes Mädchen sich Müller's Liebeskuß[2]) als einen Roman zur Erbauung kaufte —, freilich verliert man den Faden aus der Hand, den der Verfasser in den Zusammenhang webt; aber oft, und insonderheit vor die Jugend, ist auch eine Zusammenlese von einzelnen Blumen und einzelnen Trauben nützlich und angenehm, weil man in diesem Alter gleichsam die Knospe jedes vortrefflichen alten Schriftstellers brechen und in seine junge Seele sammeln muß. Und welcher classische Autor ist zu dieser kleinen Verstümmelung um der Kinder und ihrer Engel willen bequemer als Seneca, der schon selbst seinen Stil so gerne zu Einfällen zuspitzen oder zu Maximen runden mag! Man erlaube uns diesen Ausdruck, da die Griechen und Lateiner so sehr durch ihr os rotundum[3]) sich bemerkbar gemacht, als die Franzosen sich in die Points

1) Daselbst. — D.

2) Heinrich Müller's „Himmlischer Liebeskuß oder Uebung des wahren Christenthums", mit Kupfern, erschien 1765 in Potsdam. — D.

3) Hor., A. P., 323. — D.

ihrer Sprache und die Luftschwärmer ihres Witzes verliebt haben. Herr Beaumelle hat folgende Artikel zu Merkstäben seiner Sammlung gesetzt: von Gott, der Vorsehung, dem Menschen, der Tugend, dem Gewissen, den Leidenschaften, dem glücklichen Leben, der Weltweisheit, der Beständigkeit und dem Vergnügen des Weisen, der Kürze des Lebens, dem Zorn und dem Frieden der Seele. Unter diesen 13 Hauptleuten stehen die Schaaren von Gedanken, die im Lesen immer Neuigkeit, Fülle und Vergnügen darbieten. Wenn man auf der einen Colunme das blumenvolle Feld des Seneca in seiner gedrungenen Streife[1]) und auf der andern in der zierlichen, fetten und schwungvollen französischen Uebersetzung durchschaut, so macht der Contrast dieser zwo Fluren seinen Augen so viel Vergnügen, als die Abwechselung des Lichts und Schatten, der Farben und Wendungen in Pater Castel's Farbenclavier hätte geben sollen. Ist also die Nachricht gegründet, daß Herr de la Beaumelle in Languedoc in seinem Vaterlande an einer prächtigen lateinisch-französischen Ausgabe des Tacitus arbeite, die er mit Noten und Originalabhandlungen ausschmücken will, so versprechen wir von diesem geistvollen politischen Genie uns gewiß etwas mehr als Mittelmäßiges, und vielleicht wird sein Werk in vielen Stücken den Fleiß krönen, den unsre Zeit auf diesen großen Schriftsteller wendet, den die Natur gewiß zum Könige gebildet hatte, der aber, da ihm das Reich fehlte, sich selbst zum ersten politischen Geschichtschreiber schuf. — Es kostet diese lateinische und französische Anthologie des Seneca 21 Gr.

Rostock und Greifswalde.[2])

Aus A. F. Röses Buchhandlung ist von den **Briefen über die neueste Moral** des 2. Bandes 3. Stück. 1765. 4 Bogen in 8. herausgekommen.[3]) Der Ton in diesen süßen Briefen ist noch immer derselbe: eine halbwitzige Satire, wo unter neun bekannte Züge sich zum zehnten ein neuer Gedanke stiehlt; Cha-

1) Gedruckt stand: „Straise"; Herder wird „Straife" geschrieben haben. — D.

2) 1765, 95. Stück, den 29. November. — D.

3) „herausgekommen" fehlte im Drucke; vgl. wegen unserer Ergänzung oben S. 25, Z. 9. — D.

raktere, die zwar nie unausstehlich, aber desto öfter langweilig werden, die sich zwar selten in unnatürliche übertriebene Merkmale verlieren, aber oft zu wiederholten und niedrigen Pinselstrichen herablassen; alsdann, um den Raum auszufüllen, auch moralisch-satirische Briefe über ihre moralisch-satirischen Briefe, und immer ein Ton, immer die Sprache unserer Wochenblätter, immer die süße Unterhaltung von Leuten, denen Pythagoras vielleicht würde gesagt haben: „Schweige noch zwanzig Jahr!" Dies ist ungefähr der Charakter dieser Briefe: treuherzig und langweilig; witzig und leer, wie das Gespräch junger Greise und hundertjähriger Knaben, weder allzu gut noch allzu schlimm, so wie das menschliche Leben.

Der Inhalt dieses Stücks wird unser Urtheil bestätigen: ein lehrreich-witzig-, doch in allen Ehren höflicher Brief an die Herausgeber, dem diese auch durch ehrbare Noten die gewöhnlichen und pflichtmäßigen Honneurs ablegen, alsdann moralische, und so Gott und die Muse will, auch satirische Gedanken über die Wörter galant, Heuchler, Ich; ferner noch ein Brief an einen recht sehr guten Freund, mit einer Fortsetzung, und, gottlob! auch mit einem Beschluß und endlich — ohe jam paene satis! ein Brief von einem feinen Pedanten über den jungen, doch altklugen Spruch: „Ein Jeder gilt für einen ehrlichen Mann, bis man das Gegentheil erfährt." — Alles dieses und noch mehr kauft man in diesem dritten Stück für 12 Gr.

Die Kunst der Geduld, aus dem Englischen. Nürnberg bei Riegel's Wittwe, 1764. 13 Bogen in 8.[1])

Der Uebersetzer, Herr Magister und Diakonus bei der Hauptpfarrkirche in Nürnberg, G. W. Panzer, fällt in dem Vorberichte dieses sonderbare Urtheil: „Wir Deutsche scheinen seit langer Zeit gleichsam stillschweigend die Abrede mit einander genommen zu haben, Denjenigen für einen kleinen Geist zu halten, der nicht wenigstens ein und andere Schriften der Ausländer, besonders der Franzosen und Engländer, gelesen. Ob dies billig geurtheilt sei, gedenke ich nicht auszumachen. Warum giebt man sich denn aber so viele Mühe,

1) Daselbst. — D.

durch die Schriften der Ausländer allein den deutschen Witz zu schärfen und das Feld der Gelehrsamkeit zu erweitern? Was gewinnet man am Ende damit" u. s. w. Der Herr Diakonus muß hier das theologische Lebensende verstehen, und freilich erwartet man in den wenigsten übersetzten Büchern einen Unterricht, selig zu sterben. Wir wissen auch nicht, ob der Vorwurf gegründet sei, wir hätten zu wenig Erbauungsbücher übersetzt. Denn einestheils haben die meisten Schriften von dieser Art so wenig Originales und so viel Erbauliches, daß man sie den gründlichen und merkwürdigen Schriften meistens entgegensetzen kann; anderntheils giebt's ja auch viele theologische Taglöhner, die Erbauungsschriften entweder handarbeiten oder übersetzen. Indessen sagen wir nicht, daß des Verfassers Kunst der Geduld übel gewählt wäre. Sie hat in der That so einen ernsten, rührenden Vortrag, so viel aufrichtige Einfalt und so gute und passende Tröstungen, daß sie Predigern oder Kreuzträgern, jenen zur Beihilfe, diesen zur Aufrichtung, nicht ohne Nutzen sein kann. Es haucht überall der wahre Geist der Frömmigkeit, der Redlichkeit und der geistlichen Erfahrung, so daß sie sich von dem geschrobenen Witz, den spielenden Accommodationen und den dichterischen Trostgründen der meisten unsrer neuen Erbauungsschriften, Sterbens- und Lebensbibeln und anderer Bücher in diesem Ton merklich unterscheidet. Wir wünschen also dieser Schrift vielen Eingang und Erreichung ihres Zwecks, da freilich die meisten unsrer Modeschriften, die man im Erbauungszimmer alter Frauen findet, entweder mystische Labyrinthe vortragen oder den Witz statt des Herzens reden lassen. Wir setzen den Inhalt der Abschnitte her: Die Verbindung der Demuth, Sanftmuth und Geduld — das Krankenbett — Angst des Gewissens — die Versuchungen — Schwachheit der Gnade — Verlust des guten Namens — allgemeine Landplagen — Verlust der Freunde — Armuth — Gefängniß — Verbannung — Blindheit und Taubheit — Unfruchtbarkeit — schlaflose Nächte — graue Haare — die Sterblichkeit — das jüngste Gericht — Kampf mit den geistlichen Feinden — das Bild der Geduld. — Wie kommt's aber, daß eine Verfehlung der Wünsche, eine böse Ehe, böse Kinder und dergleichen keinen Abschnitt verdient haben? — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 24 Gr.

Hamburg und Leipzig.[1])

Neue Lieder zum Singen, entworfen von G. 1764.

Neue Lieder zum Singen entworfen; wir wollen diese Inschrift zergliedern und gegen ihren Inhalt halten.

Lieder! Ja, es sind Anakreontische Lieder, die von Liebe und Wein handeln, und das auf acht Bogen. Man sieht, der Verfasser habe bei verschiednen unsere geistlichen Liederdichter vor Augen gehabt, und das beste vielleicht in dieser Sammlung, das an die Liebe! (S. 51) ist unstreitig eine mittelmäßige Nachahmung des schönen Hagedorn'schen[2]) Liedchens: Freude, Göttin edler Herzen. Indessen so gothisch-deutsch die Titelvignette ist, so möchten auch die meisten Züge in diesen Liedern sein, ob der Verfasser gleich einen ziemlichen Fluß im Reimen und Leichtigkeit in Wendungen hat.

Neue Lieder. Wir haben unter unsern zahlreichen Liedersängern bisher, wie uns dünkt, nur folgende neue Liederdichter gehabt, die sich mit einem charakterischen Zuge unterscheiden und die Deutschen mit neuen Originalstrichen beehren. Hagedorn, der Vater unserer Anakreons, ist neu in der feinen Durchwickelung seines Thema, in dem Angenehmen, das er jedem Schattenstrich zu jedem Gemälde giebt, der Harmonie, die sich unter allen seinen Nachfolgern am Nächsten der Musik anschmiegt. — Uz ist neu, daß er seinen lyrischen Gesang auf sanften Taubenflügeln in die Luft zu schwingen weiß, daß er unter Rosen philosophirt, ob seine Gedichte gleich nicht den sanften Glanz und den rauschenden Strom der Fülle und des Numerus haben, der seinen Lehrer Horaz unterscheidet. — Lessing ist neu in den schalkhaften und den boshaften Artigkeiten, Gleim in der naiven Stärke des Gedankens, Weiße in der Munterkeit der Wendungen und Gerstenberg durch seine tändelnden Gemälde, deren jedes so sehr ein schönes Ganzes ausmacht. — Das sind unsre alten Liederdichter; aber dieser neue? Wir wissen keinen ihm eignen Zug; die neuen Bilder, auf die er stößt, weiß er vielleicht nicht gnug auszumalen, zu schattiren, auf einer einnehmenden Seite zu zeichnen. Die beiden Dithyramben sind gar nicht

1) 1765, 97. Stück, den 6. December. — D.
2) Im Drucke stand: „Horazischen". — D.

neu, und die letzte ist eine elende Nachahmung der letzten Dithyrambe des Herrn Professor Willamovius.

Zum Singen. Die Versarten sind meistens musicalisch und aus unsern besten Dichtern gesammelt; allein matte Wörter, matte Strophen und insonderheit seichte Tändeleien sind in dem Singen immer so unausstehlich, als wenn auf einem französischen stummen e getrillert wird.

Entworfen. Hätte es von des Verfassers Entwürfen geheißen wie vom jungen Wein: Nonum prematur in annum![1]) so hätten wir vielleicht den vierten Theil, aber vollkommner erhalten; jetzt aber schreiben wir in seinem Namen mit weissagender Hand hin:

„Euch jetzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich diese Kleinigkeiten;
Unsterblich werden sie nicht sein!"

Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 1 Fl.

Halle.[2])

Bei C. P. Hemmerde 1765:

G. F. Meier's Gedanken von dem unschuldigen Gebrauche der Welt.

Da der Herr Verfasser noch nicht dürftig ist, seine Gedanken über mancherlei sogenannte philosophische Dinge der Welt mitzutheilen, so gehört's auch mit zu den Pflichten der Welt, sich seines Vorraths unschuldig zu gebrauchen. Er giebt diese Schrift für ein moralisches Bedenken aus über die Frage einer gewissenhaften Standesperson, ob sie mit gutem Gewissen die Welt brauchen könne. Er hat sich hierüber nicht blos gewissenhaft und weitläuftig, d. i. gründlich erklärt, sondern auch, wie er sagt, von sich den Verdacht der Eitelkeit müssen erwecken lassen, als hätte er ein Buch für die große Welt schreiben wollen. Ist dies Letzte, so wissen wir nicht, warum der Herr Professor, der doch seiner Standes-

1) Ein Irrthum Herder's, da Horaz (A. P., 388) nicht vom Wein, sondern von Schriften spricht. — D.
2) 1765, 101. Stück, den 20. December. — D.

person vermuthlich kein Collegium lesen will, seine Gedanken im Professorstil und in 69 §§. vorträgt. Vielleicht will er seinen Lesern damit Gelegenheit geben, sich hinter jedem seiner Paragraphen durch einen unschuldigen Gebrauch der Welt zu erholen; und uns wird er auch am Ende des Buchs erlauben, zur unvollkommenen 69-Zahl den 70. § zuzufügen, wie folgt:

„§. 70. Supplement zu des Hrn. Prof. Meier's Gedanken vom unschuldigen Gebrauch der Welt.

„So wie es eines vernünftigen Weltbürgers Pflicht ist, die Welt auf eine unschuldige Art, doch in ihren gesammten Beziehungen zu gebrauchen und dadurch zu seiner und seiner Mitmenschen Vollkommenheit auf eine unschuldige Art etwas beizutragen, so muß auch ein jeder Autor, der sich durch die Zahl seiner Schriften bei einem Kreise von Lesern Aufmerksamkeit verschafft, sich derselben unschuldig zu gebrauchen wissen. Ueber eine jede Materie, wobei seine Worte unbestimmt sind, z. B. Welt, Gebrauch, unschuldig, lassen sich mit wenigen Kosten gewisse Charaktere liefern, die ebenso unbestimmt Gedanken heißen. Wie aber ein Jeder die Welt aus einem eignen Gesichtspunkte ansieht, auf eine seinen Mienen und Händen bequeme Art gebraucht und die Unschuld sich auch nach Jedes seinem Stande und Alter modificirt, so daß eine Mädchen-, eine Jünglings-, eine Manns-, eine Damen- und eine philosophische Unschuld nicht völlige Synonymen sein möchten, so hat auch jeder Schriftsteller die unschuldige Freiheit, seine Gedanken auf eine ihm beliebige Weise bekannt zu machen. Man wüßte, was man erwarten kann, wenn ein windiger Franzose Pensées sur l'usage innocent du monde lieferte: nämlich epigrammatische Einfälle über den Umgang mit der schönen Welt, die bei dieser Nation vorzüglich und anständig die ganze Welt (tout le monde) heißt.[1]) Man wüßte, was man erwarten könnte, wenn ein Engländer, voll Spleen und Humour, Remarks on the innocent use of the world schriebe: nämlich britische Einfälle über die Eigenheit und Freiheit. Man wüßte, was man lesen würde, wenn der Titel hieße: Thomas Abbt,

1) Gedruckt steht: „heissen". — D.

„Vom Gebrauch der Welt": nämlich Betrachtungen über den Genuß der Dinge, wie sie ein guter, gesunder Menschenverstand denken will. Und ebenso weiß man, was man mit der Ueberschrift kauft: G. F. Meier's Gedanken ꝛc.: eine philosophische Abhandlung, wo der Satz des Titels erläutert, gegen seine Einwendungen, die man sich selbst aufwirft, gerettet, bewiesen, in seinen Folgen gezeigt und hier und da etwas angenehm gemacht wird."

Mit dem Letzten haben wir zugleich den Inhalt dieses Buchs treulich und sonder Rückhalt gemeldet und wünschen ihm, mit zum Vergnügen der Welt etwas beitragen zu können. Herr Prof. Meier wird einst das Io! des sterbenden August's: Plaudite, vixi![1]) und den Triumph eines Schulredners: Plaudite, dixi! auf eine unschuldige Art so gebrauchen können: Plaudite, scripsi! — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 21 Gr.

Braunschweig.[2])

Die Meyer'sche Buchhandlung verlegt:

D. Gilbert Burnet's, Bischof von Salisbury Reformationsgeschichte der Kirche von England, nach dem Auszuge des Verfassers; aus dem Englischen nebst Anmerkungen und Anhang. 1. Band. Die Regierungen Heinrich's VIII. und Eduard's VI. Braunschweig 1765.

Burnet ist in der Kirchengeschichte ein Mann vom ersten Range und seine weitläuftigere Reformationsgeschichte eine Hauptquelle in der englischen Kirchenveränderung. Er selbst hat aus seinem großen Werke diesen Auszug verfertigt, und wie er in jenem den Samen zu vortrefflichen Gedanken mit freigebiger Hand ausgestreut, so hat er auch hier nicht die Charaktere der Männer, die auf der Bühne der Begebenheiten eine Hauptfigur machen, die Triebfedern und Folgen

1) Frei nach Suet., Aug., 100. Vgl. unten S. 89, Anm. 1. — D.
2) 1765, 102. Stück, den 23. December. — D.

der Handlungen aus der Acht gelassen. Inzwischen war jene Geschichte der Reformation mehr eine Rechtfertigung und Schutzschrift derselben zugleich; hier aber ist der Kern der Erzählung ohne Urkunden und Streitschriften, mit einer Glaubwürdigkeit, die sich auf jene reichen Vorrathskammern bezieht. Burnet führt die Reformation von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Vollendung unter der Königin Elisabeth; und eben deswegen hat er auch keinen Fremden sich in sein Geschichtschreiberamt greifen lassen wollen, sondern den Auszug selbst mit eigener Beprüfung ertheilt. Der Bischof ist ein Zeuge von großen Revolutionen, die in seine Lebenszeiten einschlugen; er ist gewissenhaft und aufrichtig, und da er näher an diesen merkwürdigen Perioden der englischen Kirche grenzte, so kann man sagen, daß sein Herz Theil nimmt an dem, was er geschrieben. Er läßt sich daher in der Vorrede sehr ascetisch und gerührt über die Spaltungen der Kirche aus, über die Symptomata der Kaltsinnigkeit im Gottesdienste und des wenigen Einflusses der Lehre in das Leben, über Parteien, Gewaltthätigkeiten und Unruhen, daß er billig seufzen darf: England wisse nicht, was zu seinem Frieden diene. Doch dieser gute Strafprediger ist längst vermodert, er hat gnug Nachfolger, und die Welt bleibt beim Alten. Die Geschichte der Kirche, welche Burnet beschreibt, geht von den Auftritten unter Heinrich VIII. an bis 1553. Dieser König ist, wie bekannt, einer der seltsamsten Köpfe auf dem englischen Thron gewesen, ein Brite, beinahe noch wie die Theaterhelden des Shakespeare's. Ihm war es leicht, seinem Abgesandten gegen das Wagspiel auf dieses eigenen Kopf zum Aequivalent einige Tausend französische Köpfe zu versprechen, obgleich der Abgesandte es aufs Höflichste verbat, weil unter allen jenen Tausend Köpfen dennoch keiner auf seinen Rumpf passen würde. Heinrich und der Papst entzweiten sich in der Sache seiner Ehescheidung wegen der Suprematie und der Superiorität — ein böses Ding, das oft in der Welt Gährungen verursacht hat! Das Ansehen des römischen Dictators unter der dreifachen Krone fiel vor dem Honny soit qui mal y pense eines Königes, der, nach einem altdeutschen Ausdruck kurz gesagt, rabbelköpfig und kurz angebunden war, in einer Hand die Liturgie hielt und mit dem Schwert in der andern zuschlug. Es ist daher nichts Neues, zu seinen Zeiten allerhand Märtyrer bald der einen bald der

andern Partei zu erblicken, die ohne viele Umstände zum Blutgerüst oder gar zum Scheiterhaufen geführt wurden, Günstlinge, die das Rad des Glücks bald nach oben bald nach unten warf. Dank sei es unsern Zeiten, da man mit Strafen ordentlicher verfährt, und da die Männer mit ihren Weibern nicht so grausam und so schnell umspringen dürfen wie Heinrich in seinen Ehescheidungen. Der unbiegsame Charakter indessen von diesem Könige und der donnernde Unsinn des Papstes thaten der Religion die besten Dienste. Es war ein Werk der Vorsehung, welche die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenkt und die Menschen wie Thon in ihren Händen hat. Burnet schildert Heinrich VIII. mit vieler Freiheit. Seine Staatsklugheit bestand darin, sein Volk durch Schrecken in Zaum zu halten. Seine Rachsucht forderte stets Blut; sein Ansehen als Haupt der englischen Kirche nur im Geringsten antasten, hieß einen Hochverrath begehen, und es war selbst gefährlich, ihm die Stunde seines Todes anzusagen. Auf seine stürmerische Regierung folgte die sanftere des Eduard's; allein es war nach dem Rostbeef der damaligen Zeiten nöthig gewesen, daß erst Schloßen, Hagel und Ungewitter vorhergegangen, ehe ein Sonnentag das Land erfreuen und der Kirche zu ihrem Wachsthum eine gelinde Wärme ertheilen konnte. Nur es war auch ein kurzer Sonnentag! Eduard, dieser fromme Fürst, regierte nicht lange. Burnet macht ihn zu einem Wunder seiner Zeit und, nicht viel gefehlt, zu einem Heiligen. So viel glauben wir, Eduard war ein gelehrter Herr und weniger pedantisch wie Jakob I. Eduard liebte die Tugend. Er war ein Titus, aber zuweilen ohne Nerven, und eine aufblühende Rose, die im sechzehnten Jahr des Alters ihre Gerüche einer unwürdigen Welt und einer Nation entzog, die durch gewaltig im Schwange gehende Laster bei den Großen, bei der Klerisei sowol als unter dem Volk, sich blutige Geißeln unter dem nachfolgenden Regiment als eine Rache des Himmels zuzog. Der Anhang enthält Verschiedenes, besonders ein merkwürdiges Gesetz Eduard's I., das Statut der todten Hand, daß Güter nicht in Hände solcher Personen fallen sollten, von welchen der König und das gemeine Beste keine Dienste hätte, womit man die Erbeutungen der Klöster einschränken wollte, und eine umständlichere Nachricht von der Hinrichtung der unglücklichen Anna Boleyn, die schon durch den Verdacht der Untreue einen König bis zum

Schwertschlag reizte, bei dem es ein Todesverbrechen war, nur kokett scheinen zu wollen. Was für ehrbare Zeiten! — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 5 Fl.

DAS DEUTSCHE ATHENE. Eine Ode an Herrn K. von dem Verfasser der Dithyramben. Berlin bei F. W. Birnstiel 1765. 1 Bogen in 8.[1])

Vielleicht ist es der deutsche Horaz in Berlin,[2]) der, weil seine Oden meistens bei einzelnen Fällen erscheinen, die Mode aufgebracht hat, Oden, wenn sie auch nicht Individualumstände besingen, auf einzelnen Bogen der Welt mitzutheilen. Die gegenwärtige aber erhebt sich über den Stoß gemeiner fliegender Blätter so sehr, als sich auf dem Titel das adelige **Von**: von dem Verfasser der Dithyramben, ausnimmt. Sie ist im unmetrischen Silbenmaße und, ohngeachtet des manchmal gar zu merkwürdigen Reims, voll schöner, oft voll neuer Bilder. In der That ist das deutsche Athen (Athene heißt es bekanntermaßen im Griechischen), das königliche Berlin, das einen Friedrich zum Vater und Schutzgott, das die Musen zu Lieblingen und einen Ramler, Gleim, Sack, Euler, Sulzer, Schmidt und Meil zu Söhnen hat — diese Königsstadt ist gewiß im Stande, ein Genie zu einer so patronymischen Ode zu begeistern, als Pindar bei seinen schönsten Siegsgesängen den glänzendsten Städten Griechenlands geweiht hat. Müßte indessen die Ode, die wir als Herolde des Sieges mit dem Epheustabe in der Hand ankündigen, müßte sie nothwendig gegen einen Pindarischen Gesang, wenn er in dem Lobe eines Helden auf die Ehre seiner Nationalstadt ausschweift, gehalten werden, so würde man freilich das ganze Gebäude der Ode vermissen, wo jeder Fuß oder, nach der arabischen Prosodie zu reden, jeder Nagel das Ganze an seinem Orte hält, befestigt und ziert — man würde vielleicht statt des Pindarischen Odenstroms bisweilen einige rauschende Wasserfälle entdecken; aber das Gedicht, als ein lyrisches Stück überhaupt betrachtet, behält immer die glänzendsten Stellen. Man höre einige:

---

1) Daselbst. — D.
2) Ramler. — D.

„Ein GOtt schuf einst das ewige Berlin,
Das griechisch glänzt und römisch sieget! — —
— — Der Palast, wo, von Feindesblut
Gewaschen, Friederich im Löwenschlummer ruht
Und Blitz noch glimmt in seinen Händen! —
Nicht weit von ihm in furchtbar schöner Pracht
Das Haus, wo seine Donner schlafen.
Weh Euch! auf deren Trotz selbst dieser Aetna wacht!
Mit Flammenströmen wird er strafen.
Glückseliges Berlin!
Noch immer steigt Dein Ruhm, äonenlang zu blühn.
Von Dir ist einst Germaniens Horaz
Und sein Anakreon getränket,
Du hast Chrysostom's Geist — Galen's — und des Cujaz
Euklid's und Platon's ihm geschenket.
Die Künste blühn hervor!
Bezaubernd überströmt das ungnügsame Ohr
Thalia unter Friedrich's Schutze,
Der, von Göttinnen selbst gelehrt,
Die Mutter Harmonie mit Heldengriffen ehrt,
Dem wälschen Stolz zum hohen Trutze.“

Wir wünschen dem Dichter ein Amen zu seinem Wunsche: statt des Weichselstroms am Ufer der Spree wandeln zu können, und wenn er alsdann noch mit reiferem Ton das deutsche Athen besänge, sein Meistergesang hieße:

Von allen Bäumen wählt mein Lied
Die Ceder, die gen Himmel blüht,
Die Rose von den Blumenbeeten,
Berlin von allen Königsstädten!

Und daß er sich alsdann so erhübe, als Virgil singt:

Roma inter alias tantum caput extulit urbes,
Quantum lenta solent inter viburna cupressi![1])

---

1) Nach Virgil, Buc., I. 25. 26. Herder schrieb wol: alias inter. — D.

Leipzig und Breslau.[1])

Bei J. F. Meyer:

Briefe zur Bildung des Geschmacks: an einen jungen Herrn von Stande. 2ter Theil. 1 Alphab. und 1 Bg. in 8.

Da der erste Theil dieser Briefe vom Publicum gut aufgenommen ist, so erwartet man vielleicht auch von diesem zweiten Theil eine vollständige Nachricht und ein unparteiisches Urtheil. Herr Dusch scheint durch eine Reihe von allerhand Briefen, die bald freimüthig, bald Briefe an Freunde und Freundinnen, bald Briefe zur Bildung des Herzens hießen, endlich an eine Materie gekommen zu sein, die seinem Genie am Angemessensten ist, und die die zwei benannten Theile von Briefen zur Bildung des Geschmacks anfüllt: es ist ein Urtheil über die Lehrgedichte. So wie ihm die Kunstrichter zu Gedichten vorzüglich diese Sphäre angewiesen, so zeigt er mit seiner Kritik auch praktisch, daß Lehrgedichte sein Feld sein können. Im ersten Theil machten die Georgischen Gedichte den Anfang, und die komische Epopöe schloß; bei jenen vermißten wir zwar Zergliederungen aus dem Hesiod und schrieben es dem Mangel einer griechischen Zunge zu; bei dem scherzhaften Heldengedicht schien uns der schöpferisch-kritische Geist zu fehlen, und bei den vorausgeschickten allgemeinen Einleitungen fanden wir hin und wieder ungenannte Auszüge aus Warton's Versuch über Popens Genie, wovon insonderheit im 3.—5. Briefe bei Gelegenheit der poetischen Historie sehr sichtbare und oft lächerliche Spuren vorkommen. Indessen ohngeachtet dieser Unvollkommenheiten schlossen wir im begeisterten Tone: Bene, bene, bene! Und mit diesem Zuruf werden wir auch jetzt fortfahren können. Der erste Brief fragt mit Batteux: ob ein Lehrgedicht Poesie sein könne. Die Ein- und Uebergänge gerathen dem Verfasser etwas langweilig; endlich kommt er auf die Ursache, warum Batteux dem Lehrgedicht die poetische Stelle hat streitig machen wollen, da er doch der historischen Wahrheit ein Anrecht zur Dichterclasse nicht vorenthält. Er antwortet: „Vom historischen Wahren zum Poetisch-Wahrschein-

1) 1766, 6. Stück, den 20. Januar. Vgl. die Beurtheilung Herder's in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", Th. XXIII. dies. Ausg. — D.

lichen ist nur ein kleiner Schritt; beide sind von einerlei Natur: jenes kann die Erdichtung sehr wohl zum Kleide nehmen. Aber das Dogmatisch-Wahre? — man sieht gleich, daß dies schon von der Erdichtung entfernter sei, daß es mit der poetischen Fiction oft contrastire; und wenn Batteux nichts als die Erdichtung Poesie nennen will, so ist über das arme Lehrgedicht schon der Stab gebrochen." Hier bestrebt sich also der Verfasser, der selbst ein Lehrdichter ist, den dogmatischen Dichtern Sitz und Stimme wieder zu verschaffen. „Zu der Erfindung so mannichfaltiger Verschönerungen", meint er, „und zu einer glücklichen Verbindung derselben mit dem Wahren gehört ebenso viel Erdichtung als zu einem epischen Gedicht; sonst müßte Shakespeare ohnstreitig zum Banisenschreiber[1]) eine armselige Figur machen." Hier verstehen wir wenig; ist denn Shakespeare nicht eben der Antipode der Lehrdichter? oder ist Whiston's Theorie der Erde[2]) und Kant's Theorie des Himmels[3]) denn ein Gedicht, weil sie beide Einbildungskraft haben? ist Leibnizens Monadenwelt ein Gedicht, da sie Erdichtungskraft fordert? Er fordert vom Lehrdichter, wie er meint, große Talente, weil es bei dem Lehrgedicht Alles aufs — Colorit ankommt. Nun denn, so ist Titian dem Raphael gleich, oder er sagt nichts zur Sache. Um in das Ganze des Lehrgedichts, nicht blos in die Episoden, Fiction zu bringen, schlägt er zum Thema eine wahrscheinliche Hypothese vor, auf die ein didaktisches Wahre gebaut würde, wie z. B. Wieland's Briefe der Verstorbenen.[4]) Nichts Neues! denn die Poesie baut nicht einen Tempel des Wahren auf, und bei seinem Gebäude fragt sich immer: „Sind einzelne Gedanken oder Bilder poetisch?" das heißt, sind Stücke draus Poesie? Wo nicht, so wird Allegorie draus, und eine dogmatische Allegorie ein langes Lehrgedicht durch ist nicht für Jeden. Der Verfasser ist also noch weniger mit Warton[5]) eins, der zum Kennzeichen der Poesie es macht, daß man auch ohne Versmaß disjecti membra poetae[6]) finden müsse, und wir würden doch mit zehn

1) H. A. von Ziegler's Roman „Asiatische Banise oder blutiges, doch muthiges Pegu" hatte seit seinem ersten Erscheinen (1688) großen Beifall gefunden, war auch dramatisch behandelt worden. — D.
2) „Theory of the earth", 1696. — D.
3) „Allgemeine Naturgeschichte der Theorie des Himmels", 1755. — D.
4) „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", 1753 — D.
5) Thomas Warton im „Essay on Spenser's Fairy queen" (1753). — D.
6) Hor., Sat., I. 4, 62. — D.

Gründen auf des Engländers Seite übergehen. Freilich hört es dann auf, Gedicht zu sein, wenn man liest: „Bebt, schwache Sterbliche, und wünscht mit feigen Thränen" ꝛc.,[1]) aber wer kann sich helfen! Kurz, wir finden von dem Verfasser wenig zur Sache und nichts zur Entscheidung angebracht, ob es uns gleich ein Hauptsehepunkt scheint, die Alten durchs Bildervolle, die Neuen durchs Lehrende zu charakterisiren. Der vierte Brief redet von der Einkleidung der Lehrgedichte; gnug von ihm! Mehr Eigenes sagt er von der Verschönerung der Gedichte durch die Form, Verzierung und den Ausdruck: viel kleine Anmerkungen, die zu prüfen zu geringe, und übergangen zu werden beinahe etwas zu gut sind. Der Autor ist durchaus keiner von den kritischen Geistern, bei denen ein Gedanke siebenfach und ein Blick des Auges ein siebenfarbichter Sonnenstrahl ist; indessen bestrebt er sich auch mehr, als nachzusagen. Dem ganzen Werk in allen drei Theilen (denn hier wird uns noch ein Theil versprochen) scheint der Plan zum Ganzen und der Strich der Meisterhand zu fehlen, der vollkommen trifft und ein vollkommnes Auge will. Bilden können diese Briefe unmöglich den Geschmack, aber wohl ihn hie und da feilen. Die Gedichte, die hierauf nach der Manier des ersten Theils zergliedert werden, sind: Ogilvy's allegorisches Gedicht Von der Vorsehung, Prior's Salomon, Granger's Zuckerrohr, Racine's Von der Religion, Akenside's Vergnügen der Einbildungskraft, Lucrez' Natur der Dinge, Polignac's Anti-Lucrez, Browne's Unsterblichkeit der Seele und Young's Nachtgedanken: lauter Beiträge zu unsern kritischen Zeiten, unschuldige Beiträge, die nie den Geschmack des Jahrhunderts und der Nation bilden oder umbilden können. Dürfen wir vom Verfasser dieser Briefe etwas fordern, so sei es eine Uebersetzung, aber eine Ebert'sche Uebersetzung von seines gelobten und liebenswürdigen Dyer's Lehrgedichten,[2]) darunter wir die Wolle, seinen Grongarshügel und Ruinen von Rom besonders nennen. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 1 Fl. 15 Gr.

---

1) Zwei hier als Prosa geschriebene Verse eines Liedes. — D.

2) John Dyer's „Grongar hill" erschien 1717, „The fleece" erst 1753, „The ruins of Rome" 1754, kleinere Gedichte 1752 und 1757, eine Sammlung seiner „Poems" 1761. — D.

Die Hoffnung besserer Zeiten für die Schulen: eine Einladungsschrift, womit zur feierlichen Begehung des zweiten Jubelfestes des evangelisch-Lutherischen Gymnasii zu Halle . . . einladet M. Joh. Pet. Miller. Halle bei Gebauer, 1765. 3 Bogen in 4.[1])

Der berühmte und verdiente Herr Rector Miller, unser deutscher Rollin, giebt uns hier erfahrungsvolle Vorschläge zur Verbesserung der Schulen, von denen er nicht weiß, ob er sie Ahnung, Hoffnung, Wunsch oder einen süßen Traum nennen soll. Er ist zu dieser Prophezeihung, wie er sagt, durch die Petersburg'schen Anstalten, durch die preußische Verbesserung der Landschulen und durch den Eifer, durch den Sachsen seine Schulen heilen will, veranlaßt worden. So wie wir wissen, daß seine Plane nicht ganz mehr zu den Luftgebäuden gehören, sondern stückweise hin und wieder schon versucht worden sind, so wünschen wir, daß sein Nachfolger, der zum dritten Jubelfeste das Programm schreiben wird, schon Materie gnug von einer völlig erfüllten Hoffnung besserer Schulen hätte. Herr Miller erdichtet sich einen Fürsten, der ein Schulfreund ist, unter dem Namen Gelon; denn zu allen Verbesserungen der Schulen ist der Arm des Regenten die Hand, die aus den Wolken sich senkt und tausend andre in Bewegung setzen muß. Er fordert für Schulen Lehrer von großer Geschicklichkeit und von dem besten Willen. Zu diesen will er junge Gelehrte, die auf Akademien die Philologie und Philosophie als Privatdocenten gelehrt, eine halbjährige Probe des Schulunterrichts glücklich abgelegt und nach zehn treuen Schuljahren mit den einträglichsten Pfarrstellen belohnt, oder wenn sie außerordentliche Schultalente haben, bei herannahendem Alter in einem Stifte (wie Sokrate im Prytaneum) anständig versorgt werden sollen. Alle niedrige Amtsverrichtungen der Schulmänner werden abgeschafft und die schönen Jugendanstalten in Württemberg zum Muster genommen. Die vielen schlechten lateinischen Trivialschulen

1) 1766, 9. Stück, den 31. Januar. — D.

werden vermindert und in größere zusammengezogen; in den deutschen Schulen kleiner Städte schlägt er das Reccard'sche Schulbuch,[1]) gründliche theologische Anweisungen, einen Auszug aus den Baumeister'schen, Gottschedischen oder Ernesti'schen Philosophien, eine Kenntniß der Künste und Handwerker, und zum Nachschlagen das Jablonsky'sche Lexikon[2]) vor und rühmt die gothaischen Anstalten des frommen Ernst hierin. Diese blos deutsch unterrichteten Kinder kommen (si ad altiora adspirent) ins lateinische Gymnasium; jetzt lernen sie die Sprache leicht, verständig und mit Nutzen, die sie vorher mit Schlägen und Unwillen sich in 15 Jahren kaum leidlich in das Gedächtniß einprägten. Er schlägt hiezu als Mittel die französische Sprache vor, von der man die lateinische gleichsam abziehen lernte. Aber drei Einwürfe macht er sich hiegegen. Erstlich, so lernen die Schüler das Lateinische zu spät? Nein! denn die alte römische Sprache ist ja nicht die wichtigste in der Erziehung (ein Vorurtheil aus den päpstlichen Zeiten!), und eben sie hat doch eine Seichtigkeit in dem Religionsunterricht der Schulen eingeführt, die in unsern gefährlichen Freidenkerzeiten so schädlich sein kann. Hier redet der Verfasser in einem christlich-patriotischen Enthusiasmus für eine gründliche Bildung der Kinder in der Religion, der die Historie, Naturgeschichte und Geometrie zu Stützen dienen können. Zweitens, sie lernen das Latein gar nicht oder doch unvollkommen? Miller leugnet dies mit Recht aus dem Beispiel andrer Sprachen, die wir ebenso spät lernten, und auch dann gnug, wenn man statt Worte Sachen, statt der Sprache der Römer und Griechen ihre Weisheit geschöpft hat. Die lateinische Sprache hat nie die Barbarei verjagt, sondern die Gelehrsamkeit, die man in ihr kennen lernte, und Manutius, Bembus, Politian nützten bei ihrer lateinischen Künstelei weniger als Reuchlin, Erasmus und Melanchthon. Die Philosophie, Historie und die soliden Kenntnisse heitern das Gemüth auf, nicht die Sprache; eine Wahrheit, die sich so sehr bestätigt, wenn man ein lehrbegieriges belesenes Frauenzimmer gegen einen pedantischen Schulknaben der lateinischen Sprache hält.

---

1) Gotthilf Christian Reccard, „Lesebuch, darin ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie gegeben wird", 1765. — D.

2) J. Th. Jablonsky, „Allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften, sammt Erklärung der Wörter von Schwabe", 1766. — D.

Ein etwaniger Schnitzer in einer lateinischen Disputation ist ja in der That kein solch Verbrechen, wofür es ein Cellar hielte; und Gesner, der attische Gesner selbst achtete auf solchen Mißtritt der Zunge nicht. Hier tadelt Herr Miller die lange Reihe von Autoren, die Tanaquil Faber, Morhof's Polyhistor und Heineccius in seinen mittelmäßigen Fundamentis stili cultioris der Jugend empfehleten, und schlägt an deren Stelle lieber die Reccard'schen Realwissenschaften und die so sehr vernachlässigte gelehrte Geschichte vor. Er hat Recht, daß wir nur die Bergers, Mosheime, Gesners und Ernesti gern lateinisch lesen, und daß ein lateinisches Genie sich doch durchbrechen werde, wenn es auch spät in sein Lieblingsfeld eingeführt wird. Allein drittens, wo bleibt ohne die lateinische Sprache der Ruhm der Deutschen bei den Ausländern? O, lasset uns erst deutsch Ruhm und Nutzen schaffen; Herolde werden sich immer finden, Genies werden sich immer eine Bahn brechen und siegen. — Wir haben bisher einen treuen Auszug aus dieser merk- und lesenswürdigen kleinen Schrift gemacht, ohne ihn durch Einwürfe zu unterbrechen; denn oft hat der Herr Verfasser sich nicht ausführlich gnug über kleine Nüancen ausdrücken können, oft scheint er selbst blos Vorschläge zu thun, die freilich ihren Nachtheil auf der einen durch den Vortheil auf der andern Seite bedecken. Es ist dieser Raum zu klein und die Schulstreitigkeiten zu alt (grammatici certant),[1]) als daß wir jeden Zug in seinem Gemälde prüfen könnten. Im Ganzen hat der Verfasser nach unsrer Meinung völlig Recht, wenn er die Realwissenschaften erweitert und die lateinische Sprache in ihrem Despotismus einschränkt; allein uns dünkt, daß er oft die ganze Philologie mit der lateinischen Sprache verwechsele, daß er den schönen Wissenschaften nicht Platz gnug lasse, daß er, um immer nützliche Leute (von gutem common sense) zu bilden, die Genies etwas versäume, daß das Urtheil über die Mythologie unstreitig zu hart und zu theologisch ist, blos wenn er sie ganz abgeschmackt, ganz und gar unnütz nennt. Es scheint uns ein christlicher Eifer zu sein, wenn er sagt, die enthusiastische Dacier habe ihrem göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre Seele und die Gesellschaft aufgeopfert, und fortfährt: „Wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebet, wird sich nie verleiten lassen . . . . . die ver-

1) Hor., A. P., 78. — D.

führerischen Reize in U. lyrischen und andern Gedichten zu erklären." Diese und andere Ausdrücke scheinen zu denen zu gehören, quas rei incuria[1]) fudit iners; sonst aber haben wir unsere Absicht erfüllt, wenn wir sie unsern Lesern, insonderheit denen die Erziehung der Jugend theils eine Pflicht theils eine Merkwürdigkeit ist, bestens empfohlen haben. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 9 Gr.

Quedlinburg und Leipzig.[2])

Schreiben über die Frage: ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Original-Scribenten Schuld sei, abgefaßt von Joh. Jac. Rambach, Rector des Quedlinburg'schen Gymnasii. Bei Bisterfeld, 1765. 3 Bg. in 4.

Es ist dem großen Young schon einige Male so gegangen, daß man einige kühne Aussprüche von ihm, von den andern losgeschnitten, zerschnitten, betrachtet und nach Umständen zu bekräftigen oder zu verneinen beliebt. Wenn ein Genie auf der Staffel seiner Originalgedanken zu einer Höhe klimmt, so verlieren ihn die Geister des ebenen Bodens aus dem Gesicht oder sehen ihn auf seinem Gipfel in einer kleinen Gestalt. Wir erinnern uns hiebei an den Gems und die Ziege in Gleim's Fabeln[3]) und wenden diese Bemerkung mit Bescheidenheit auf Young und den Aeon nach ihm an. Oft verfolgte er die Kette kühner Gedanken bis zu einem Gliede, das uns schwächern Geistern parador scheint, und über dergleichen steile Kluftaussprüche läßt sich nachher füglich ein Programm, eine Schulrede, ein Sendschreiben ausarbeiten. Die beiden ersten haben wir schon erlebt, hier ist das dritte, ein Gratulationsschreiben an Herrn R. Miller in Halle bei dem Jubiläo seines Gymnasiums. Young in seinem Originalwerk, das von den Originalschriftstellern so stark, bündig, bildervoll, aber auch

---

1) Die Anführung ist frei nach Hor., A. P., 352; vgl. Herder's Werke, XIX. S. 97. — D.
2) 1766, 10. Stück, den 3. Februar. — D.
3) Fabel 15. — D.

abgebrochen und, wie Plato von sich sagt,[1]) dithyrambisch redet, Young setzt in dieser Schrift als eine Ursache vom Mangel der Originalschriftsteller auch die Worte: „weil berühmte Beispiele, sonderlich die Beispiele und Muster der Alten, an sich ziehen, mit Vorurtheil erfüllen und zaghaft machen. Sie ziehen unsre Aufmerksamkeit an sich und verhindern uns dadurch an der gehörigen Erforschung unser selbst; sie erfüllen uns mit Vorurtheil für ihre Geschicklichkeit und verringern in uns das Gefühl unsrer eignen; sie machen uns zaghaft durch den Glanz ihres Ruhms, und so ersticken sie unsre Fähigkeiten durch unser Mißtrauen.“ Dies ist der Text aus Young. Herr Rector Rambach verfolgt ihn, und vermuthlich weil er ein Schulmann ist, findet er ihn unwahrer, als er sein möchte; und nach Allem nennt er ihn nur gar einen Einfall, der Young entwischt wäre. Sein Schreiben ist rein, flüssig und nett geschrieben; aber wer auf Young's Seite bei der ersten Zeile ist, würde es auch bei der letzten sein; denn Young kann ja Recht haben, ohne daß man deswegen die Alten versäumen darf, weil die Originale noch aus vielen andern Ursachen selten sind, und weil es höchst ungereimt wäre, die Beihilfe der Alten zu verlassen, um ohne Rinde[2]) in dem Ocean zu ertrinken. Wenn wir Young's Ausspruch billigen, so ist's nicht, ut puerorum aetas improvide ludificetur, wie Horaz[3]) sagt, sondern um uns von der Sucht, ein Original zu sein, zurückzuhalten. Wollte ein Genie wie Young ein Supplement zu Young's Gedanken von Originalwerken schreiben, so müßte er untersuchen, wie weit die Griechen in jedem Fach Originale sein konnten und mußten, was die Römer von ihnen geborgt und in welchen Stücken sie eigne Bahnen eröffnet. Man müßte den Unterschied der griechischen wilden und natürlichen Dichterzeiten von den unsrigen bestimmen, und untersuchen, wie weit denn uns Originale nützlich, schädlich und unentbehrlich wären — ein Plan, der etwas mehr als ein Schulprogramm fordert. — Kostet in den Kant'schen Buchhandlungen 9 Gr.

---

1) Phaedr., 238 D. — D.
2) Nach Horaz Sat., I. 4, 120. — D.
3) Vielmehr Lucrez (I. 938; IV. 14). — D.

Berlin.[1])

Des Abtes Trüblet Versuche über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und Gelehrsamkeit, 3ter und 4ter Theil. Bei Mylius 1766, nebst 2 Titelblättern zu den vorigen beiden Theilen.

Was man von den Charakteren des Bruyère zu urtheilen pflegt, es wären Perlen, die nicht aufgefädelt worden, da kann man auch von den Gedanken eines mehr witzigen als philosophischen Trüblet's sagen. Kein System, aber doch viel Quintessenz scharfsinniger Beobachtungen und sinnreicher Einfälle. Wir sehen diese neuerlichen Theile theils als Supplement theils als eine Fortsetzung mancher Artikel der vorigen beider Theile an, welche schon 1744 von einem unsrer deutschen glehrten Frauenzimmer, der Mad. von Steinwehr, übersetzt ans Licht getreten. Der Herr Abt hat inzwischen Vorrath zu den folgenden Theilen gesammelt, und er glaubt in seiner Vorerinnerung auf dieser Laufbahn noch lange aushalten zu können. Allein er befürchtet auch, daß so viele abgesonderte Gedanken, solche zerstreute Maximen das Schicksal der Auszüge haben möchten, die man unter den Esprit de Fontenelle und dergleichen hat. In der Lage unsers Schriftstellers ist man freilich ohne Zwang: man hascht die guten Gedanken, so wie sie uns vorschweben; man bringt sie höchstens unter gewisse Classen von Gegenständen, im Uebrigen ist man vor Wiederholungen nicht sicher und auch nicht bange. Wir vergeben dieses gleichfalls und mögen gerne auf allerhand Felder der Kritik, der Literatur und der Moral herumirren, nur wünschten wir auch besonders bei französischen Schriftstellern, die Essais oder Pensées schreiben, dadurch nicht überdrüssig zu werden, wenn wir sie lauter bunte Sommervögel fangen sehen, wenn sie blos die Koketterie des Witzes zeigen und ihre Gedanken so destilliren und verfeinern, daß sie den Schatten der Verstorbenen bei den Alten ähnlicher scheinen als lebenden Körpern, die Fleisch und Bein haben. Ein gewisser Lakonismus in solchen Einfällen zupft den Verstand alle Augenblicke wie die Strahlen von Sen-

1) 1766, 11. Stück, den 7. Februar. — D.

tenzen in einem Seneca; aber der Verstand wird wie das Auge bei einem heftigen Farbenspiel endlich müde. Zu viel Ambra benimmt den Kopf, und man kann uns auch auf die Galeeren des Witzes oder des schönen Geistes schicken, wie Trüblet selbst diesen neckischen Ausdruck von einem Schlosse anführt, wo man über dem zu vielen Geist des Umganges ermüdete.*) Montaigne, jener Altvater von Versuchen, dachte von den seinigen, daß sie weder mittelmäßigen und gemeinen Köpfen noch sonderbaren und vortrefflichen gefallen würden, weil jene etwa nicht gnug, diese hingegen zu viel verstehen möchten; in der mittleren Gegend könnten sie sich am Besten erhalten. Trüblet spricht sich eben dies Orakel, und es möchte nicht ganz unwahr sein. Hat Montaigne viel gesunden Verstand und Belesenheit in seinen Versuchen, so hat unser Abt viele Feinheit, mehr Welt und Putz, Ueberfluß von Witz und Antithesen im Sinnreichen, aber weniger Originalgedanken oder kühne neue Aussichten in seine Gegenstände. Bei dem Allen unterhält er uns dennoch angenehm, und wenn er uns Wahrheiten lehrt, so hat er immer sein eau de Lavande bei sich, durch nette Wendungen des Witzes jene gleichsam zu bespritzen und wohlriechend zu machen. Wir finden hier Bemerkungen vom Verstande und vom Witz; eine lebhafte Einbildungskraft heißt ein Vergrößerungsglas und ein Fernrohr; sie vergrößern die kleinsten und nähern die fernsten Gegenstände: Gedanken vom Genie, Geschmack, Glück, Vergnügen, Schreibart, von der Moral und dem Menschen, vom Geist der Gesellschaft und Umgang, von Güte und Ehrgeiz, von der Dichtkunst, vom Homer und Virgil, vom Trauer- und Lustspiel und von der französischen Prose sowol als Versen in Absicht jenes. In der Frage, ob die meisten Menschen böse sind, erklärt der Autor sich gegen Rochefoucauld und hält den größten Theil derselben mehr für schwach als boshaft. Wäre der Mensch glücklicher, so würde er besser, und wäre er besser, so würde er glücklicher sein. In der Vergleichung der beiden Heldendichter des Alterthums finden wir nichts Besonders, manches Richtige und manche mehr spitzfindige als recht einleuchtende Pointe; z. B.: Homer hat mehr Gold, Virgil hat es reiner; die Aeneis ist besser als die Ilias, aber Homer war besser als Virgil. In der Materie vom Lust- und Trauerspiel bleibt der Herr Abt nur bei seinen

*) 3. Th., S. 62. — H.

Hausgöttern, bei den Dichtern seiner Nation, und kennt die Bühne jener Insulaner, auf welche die gallische eifersüchtig ist, viel zu wenig; ein Fehler, der in Absicht der Ausländer den französischen schönen Geistern gemein ist, aber auch ihre Einsichten und Urtheile eingeschränkter macht. Voltaire hat seine Sphäre hierinnen unter allen ihren Kunstrichtern am Meisten ausgedehnt, aber sein Auge wird alt, und sein Geschmack behält den Anstrich der Prädilection. — Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 4 Fl.

Königsberg.[1])

Bei unserm Verleger ist herausgekommen:

Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. 8 Bg. in 8. 1766.

Da der Titel dieses Buchs doppelte Träume ankündigt, so setzten wir uns bei Lesung desselben auch in die Lage, Träume zu hören; denn was kann aufmerksamer machen als Träume eines Geistersehers, Träume der Metaphysik, und die ohngeachtet ihrer Verschiedenheit doch durch einander erläutert werden sollen? Wir lasen die Vorrede durch, einen Vorbericht, der sehr wenig, wie der Verfasser sagt, für die Ausführung verspricht; wir gingen den ersten dogmatischen Theil in seinen vier Hauptstücken durch und fanden, daß diese Träume einen so feinen Leitfaden haben, als wir gemeiniglich an unsern physischen und gelehrten Träumen vermissen. Wir schifften zum zweiten historischen über, der uns den Aufschluß zur Gelegenheit des ganzen Buchs gab; wir schlossen endlich mit dem sanften Schauder oder Schlummer, mit dem man Traum- und Geistererzählungen hört, und hingen unsern eignen Träumen nach. Die Leser, die dies nach unserm Exempel thun wollen, werden in diesem ganzen Buch eine feine, einnehmende Art des Vortrags finden, die ihrem Zweck und Inhalt sehr angemessen ist; den glücklich getroffenen dämmernden und hinsinkenden Ton, den etwas dunklen Nebel, der das Gewand der Träume zu sein pflegt, die treuherzige Laune zu erzählen

1) 1766, 18. Stück, den 3. März. — D.

und philosophiren, welche Sätze unter Meinungen und Zweifel unter Zergliederungen verbirgt und daher sich oft der Laune des Tristram Shandy mit Fleiß und vieler Unterhaltung nähert. Kurz, wir können diese Schrift mit der ehrlichen Miene des Altvater Homer's empfehlen, wenn er allemal[1]) hinter die Träume seiner Helden das Notabene setzt: „denn wahrlich, der Traum kommt vom Jupiter!" (*καὶ γάρ τ᾽ ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν*).

Dies ist die Form der Schrift, die ein Räthsel sein muß, wenn wir nicht den Inhalt nennen; und da fangen wir vom historischen Theil an.

Der Verfasser giebt von einem berühmten Geisterseher Nachricht, der wirklich ein Phänomenon in einer Zeit sein muß, die wie die unsere so neugierig auf Beobachtungen in einer unbekannten Welt ist, als sie sich gesetzte Philosophie anmaßt, sich über die Leichtgläubigkeit zu erheben. Es ist Herr Schwedenberg in Schweden,[2]) von dem der Verfasser drei Erzählungen anführt, die er theils aus Briefen theils aus mündlichen Nachrichten gesammelt, und bei ihm selbst gelesen werden müssen. Seine Anmerkungen, die er wie Blumen drüber streut, verdienen es, daß man ihnen zu gut auch Nachrichten liest, die noch einen Artemidor[3]) fordern, der sie berichtige oder entlarve. Der Verfasser empfiehlt sie der beliebigen Erkundigung des Lesers und sagt: Sit mihi fas audita loqui![4])

Jetzt giebt er von der ekstatischen Reise seines Schwärmers Nachricht, die dieser in acht Quartbänden voll Unsinn unter dem Titel: Arcana coelestia, zur Welt geboren und mit einer neuen mystischen Erklärung der Mosaischen Schriften und Offenbarung Johannes' begleitet hat. Ein Leser, der nicht acht Pfund Sterling daran wenden will, einen Wust von Schwärmereien im Original durchzugähnen, wird hier einen Auszug finden, den der Verfasser nicht blos aus den Schriften, sondern aus dem Geist des Schwärmers gezogen, und der hier

1) Die betreffende Aeußerung kommt nur einmal (Ilias, I. 63) vor; anders ist es, wenn der Traum selbst (II. 26) sagt: *Διὸς δέ τοι ἄγγελός εἰμι.* — D.

2) Ueber Swedenborg, den Sohn des Bischofs von Westgothland Jesper Swedberg, vgl. Herder's Werke, XIV. S. 500 ff. — D.

3) Artemidor von Ephesus schrieb in der Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts ein Werk über Traumdeutung (*Ὀνειροκριτικά*). — D.

4) Virg., Aen., VI. 266. — D.

so unterhaltend ist, als er Mühe gekostet haben mag. Da dieser sich schon sonst als einen großen philosophischen Beobachter in der Pathologie unsrer Seele gezeigt,[1]) so ist auch die Art, womit er den Schwärmer behandelt, zugleich ein Muster, wie man mit ähnlichen Schriften umgehen soll. Nur wer das Haupt einer neueren dichterischen Secte werden will, die statt der schweizerischen Seraphs[2]) Schwedenberg's Geister zu Maschinen ihrer Fictionen brauchen soll, dem rathen wir, das Original selbst zu lesen. Und nun kehren wir zum Anfange zurück, um von dogmatischen Träumen Nachricht zu geben.

Erstes Hauptstück. Der Begriff des Geistes ist willkürlich und unbestimmt ausgedrückt, wenn man ihn als ein Wesen erklärt, das Vernunft hat. Der Verfasser sucht einen bessern Weg und findet durch die Analyse des gewöhnlichen Verstandes die Erklärung: „ein einfaches Wesen, das zu seinem innern Zustande Gedanken hat und sich von der Materie äußerlich unterscheidet, daß es nicht undurchdringlich ist".

Sind solche Geister? Die Möglichkeit kann nicht bestritten noch bewiesen werden, weil man die Kräfte, die die Undurchdringlichkeit bestimmen, nicht weiter auflösen kann. Ein Geist kann also in einem Raum wirksam sein, ohne ihn zu erfüllen, und unsre Seele im ganzen Körper gegenwärtig sein, ohne einen räumlichen Ort in ihm zu bewohnen. Freilich wird aldann die Gemeinschaft zwischen Geist und Körper geheimnißvoll; allein wir wissen auch blos von körperlichen Einflüssen; die Seele kann dem Körper innigst gegenwärtig sein, daß sie auf das innere Principium seiner Materie wirkt, und diesen innern Zustand können wir uns in nichts als in Vorstellungen denken. Dies sind des Verfassers neue und sehr lockende Hypothesen, zu denen wir das Unsrige in einer Parenthese setzen wollen.

(Der Verfasser, der den glücklichen analytischen Weg geht, immer κατ' ἄνθρωπον zu philosophiren, thut zwar zur gewöhnlichen Bestimmung eines Geistes blos etwas Verneinendes dazu,

---

1) Der Verfasser war Herder's Lehrer, Kant, der vor zwei Jahren mit seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" hervorgetreten war. Kant hatte ihm die Aushängebogen der Schrift gesandt. — D.

2) Bodmer's und des damals längst bekehrten Wieland. Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 97. — D.

allein eine Eigenschaft, die seinem ganzen Unterschiede von der Materie eine bisher unbemerkte Klarheit giebt. So wie körperliche Begriffe uns aber so sehr umhüllen, daß wir uns schwerlich eine Art der Wirksamkeit in einen Raum gedenken können, ohne daß das Principium der Wirksamkeit wenigstens in Absicht auf ein anderes Wesen, das in seiner Natur mit ihm identisch wäre, eine Art von geistiger Undurchdringlichkeit hätte, so wird freilich diese Hypothese alsdann erst eine philosophische Gewißheit erhalten, wenn der Begriff des Raums völlig zergliedert und der Begriff der Kraft a priori eingesehen werden wird. So lange als dies unmöglich ist, so wird auch die Hypothese des Verfassers unter allen bisherigen Systemen von der Gemeinschaft des Geistes und des Körpers die sicherste bleiben, weil sie am Wenigsten behauptet und überhaupt dem Ursprung des Begriffes im Wort Geist am Nächsten kommt, das vermuthlich gar nicht einer philosophischen Erfindung, sondern einem Wahn seinen Ursprung zu danken hat, dem seine Unwissenheit und sein vorläufiges Urtheil das Wort Geist eingab.)

Zweites Hauptstück. Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu eröffnen.

Die Gesetze, nach denen immaterielle Wesen wirken, nennt der Verfasser pneumatisch, und wenn sie durch Körper wirken, organisch; diese Wesen müssen unter sich selbst ein gemeinschaftliches Ganze ausmachen, nicht blos durch ihre körperlichen Mittelursachen. Hieraus entsteht eine große immaterielle Welt, zu der die Intelligenzen, die mit Körpern verbunden sind oder nicht, die empfindenden Subjecte in allen Thierarten und endlich alle Principien des Lebens gehören können; und die menschliche Seele wäre jetzt an zwei Welten geknüpft, so wie vielleicht ihr künftiger Zustand die Geisterwelt ihr mehr eröffnete.

Aus dieser Gemeinschaft der Geisterwelt will der Verfasser gewisse Regungen unserer Seele erklären, die sich nicht aus Eigennützigkeit erklären lassen; daher leitet er eine moralische Einheit aller denkenden Naturen und eine Fortdauer unsers Zustandes bei dem Tode nach der Ordnung der Natur.

Alsdann erläutert der Verfasser hieraus die Möglichkeit und Seltenheit der Geistererscheinungen, unsere doppelte Persönlichkeit im Schlaf und Wachen, die Art, die Vortheile und Nachtheile solcher Visionen.

(Diese neue Geisterwelt, zu der der Verfasser und vielleicht einige außer- und überordentliche Genies den Schlüssel haben möchten, ist allerdings ein Gebäude einer schöpferischen philosophischen Einbildungskraft, die auf der Erde eine so systematische Verbindung unsichtbarer Dinge entwirft, als sie vormals am Himmel fand; sie zeigt von dem Scharfsinn und der Aufmerksamkeit ihres Urhebers, sein System auf allen Seiten zu zeigen. Allein worauf beruht es? Darauf, daß die Geister vielleicht auch unmittelbar eine Gemeinschaft haben. Möchte nicht aber eine organische Gemeinschaft gnug sein, wenn es keine mehr als Seelen giebt, und wer weiß von mehrern? Die moralische Einheit und das uneigennützige Gefühl dürfte ja zu seinem Mittelpunkte der Anziehung nicht eben eine Geisterwelt, sondern blos die Welt des Lebendigen haben, und überhaupt hat die ganze Hypothese mehr Schönheit, wie eine Synthese betrachtet, als sie haben dürfte, wenn sie immer bei Datis bliebe.)

Drittes Hauptstück. Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt aufzuheben.

Hier theilen sich die Träumer in Träumer der Vernunft und der Empfindung; unter die letztern zählt er auch die Geisterseher, die er als wirkliche Kranken behandelt, zeigt ihren Unterschied von den wachenden Träumern und streut über die Art der Empfindung, über die Krankheit des Wahnwitzes merkwürdige Beobachtungen hin.

(Dieses Stück schränkt das vorige in der Anwendung völlig ein; es nimmt mit dem vorigen einen entgegengesetzten Weg, und wenn wir beide gegen einander abwiegen, so möchten wir vielleicht eben auf dem Punkt sein, der uns ohne Metaphysik der sicherste ist.)

Das vierte Stück im ersten und das letzte im andern Theil enthalten allgemeine Betrachtungen über die Geisterlehre und Metaphysik, und das letzte insonderheit enthält einige große Züge zu einem Plane, den der Verfasser am Besten ausführen und anwenden könnte.

Das Ganze der Schrift dürfte nicht gnug Einheit und ein Theil nicht gnug Beziehung auf den andern haben. Der Verfasser trägt die Wahrheiten von beiden Seiten vor und sagt wie jener Römer: „Einer sagt Nein, der Andre Ja! Ihr Römer, wem glaubt Ihr?“ Indessen schärft dies die Aufmerksamkeit desto mehr, und man sieht allenthalben, daß der Ver-

fasser den Genius der Philosophie so zu seinem Freunde habe, als Sokrates sich mit seinem Dämon auch in heiligen Träumen besprach. Kurz, wenn das moralische Buch das beste ist, was mir die stärksten Eindrücke auf die Empfindungen zurückläßt, so ist das philosophische ohne Zweifel das beste, das mir[1]) zu einer Reihe von Gedanken Gelegenheit giebt, und alsdann hat das gegenwärtige darauf großen Anspruch.

Kostet in den Kanter'schen Buchhandlungen 21 Gr.

Hamburg.[2])

Bei Mich. Fried. Bock ist das Jahr 1766 durch eine Monatsschrift herausgekommen, die noch fortgesetzt wird und sich unter den übrigen periodischen Schriften, die zum Vergnügen geschrieben werden, so sehr herausnimmt, daß wir von den Stücken, die wir vor uns haben, unsern Lesern eine Nachricht schuldig sind.

Unterhaltungen, mit dem Motto aus Lafontaine:

La bagatelle, la science,
Les chimères, les riens, tout est bon; je soutiens,
Qu'il faut de tout aux *Entretiens*.

Januar 1767. Die Einleitung von der Kunst, unterhaltend zu sein, ist etwas langweilig; der Erweis, daß die christliche Religion ein Werk Gottes sei, und zwar aus dem 53. Capitel Jesaias', kann nirgend anders als in Unterhaltungen stehen und hätte vielleicht auch da wegbleiben können, wenn er nicht eine Art von Benedicite bei dem Anfange dieses Werks sein soll. Die Poesie an seinen Freund bei dem Communiontage ist mittelmäßig, das Duett aber, das weitläuftige kirchenliederische Duett, ist schlecht und beinahe eine Compilation von Stellen aus Klopstock's Liedern. Jetzt einige Formeln zur Erleichterung der Berechnung der Dreiecke von Klügel. Jetzt eine Ode an die Mademoiselle Schulz, eine Schauspielerin bei Ackermann, welcher in diesen Blättern sehr oft Weih-

1) Gedruckt stand: „mich". — D.
2) 1767, 66. Stück, den 17. August. Fehlt bei Suphan, wie auch die folgende Anzeige. — D.

rauch gestreut wird, als der ersten Actrice in Deutschland, als einer zweiten Clairon u. s. w. Der Dichter sagt von ihr die größten Lobsprüche, von denen wir blos die zwei bescheidensten anführen:

„Du giebst dem Gallier, Du giebst dem Briten wieder,
Was ihm ein Uebersetzer nahm. —
Wenn, was ein Schlegel schrieb, von Deinen Lippen tönet,
So wird, was er geschrieben, Dein!"

zwei hohe Lorbeerkränze! Von den kleinern Stücken, die die vermischten Aufsätze beschließen, führen wir blos ein kleines naives Hochzeitcarmen an:

„Weil Du es selbst begehrst, Lucinde, nun, so werde
In Strephon's Arm zur Gruft gebracht.
Leicht sei Dir diese Erde,
Und hiemit gute Nacht!"

Nun kommt das zweite Hauptstück: Musik, eine Abhandlung vom musikalischen Geschmacke, die zuerst den Nationalgeschmack einiger Völker, z. B. der Franzosen, Italiener und Deutschen, alsdann der Provinzialgeschmack einiger Deutschen, und im 2. Stück den Temperamentsgeschmack in der Musik erläutert. Ob diese Abhandlung gleich nur ein unvollkommnes Fragment sein dürfte, wenn man die weite und wichtige Materie betrachtet, so ist sie doch in allem Betracht sehr lesenswürdig und unterhaltend. Jetzt kommt ein Wiegenlied, von Fleischer in Musik gesetzt, und nun: vermischte Nachrichten, erst aus den Wissenschaften, nachher aus den Künsten. Wir führen von beiden einige an:

Es wird eine prächtige Ausgabe der Leibnizischen Werke angekündigt — wo aber? In Paris? Wir haben ebenfalls eine aus Turin angekündigt gelesen! Proh Dii! der größte Mann, den Deutschland in den neuern Zeiten gehabt, der Stolz Deutschlands, den es selbst gegen einen Newton setzen kann, hat von seiner Nation weder Denkmäler noch Ehrensäulen. Ein Fontenelle muß ihn loben, ein Jaucourt sein Leben schreiben, Paris und Turin sich seiner Werke annehmen, daß sie nicht vermodern.

Mosheim's Kirchengeschichte ist mit Lobe ins Englische übersetzt, Krüger's Gedanken von der Erziehung der Kinder mit Tadel; aber warum muß dieser auf die

ganze Nation zurückfallen? Jeder kluge Deutsche hat in dieser Krüger'schen Schrift und in andern wenig Eignes und immer viel Professorwitz gefunden. Voltaire ist in 35 Bänden ins Englische übersetzt, die Uebersetzung des Hermann's unter dem Namen des Baron Cronzeck ist von mehr als einem englischen Journal sehr gut aufgenommen, deren Lobsprüche hier weitläuftig angeführt werden. O monstrum horrendum, informe, ingens![1]) Klopstock's und Geßner's Schriften werden zum Glück der Deutschen besser übersetzt, als sie es waren. Von Michaelis' Antiquitatibus hebraicis wird der Anfang im Auszuge dargelegt; wir sehen diesem lange versprochnen Werk mit Erwartung entgegen. Ramler's Cantate, Der Mai, ist von Telemann und seine Ino von Krause in Musik gesetzt. Jetzt sind Nachrichten, die die Malerei, Kupferstecherkunst, Tanzkunst, Musik und das englische Theater betreffen; sie scheinen meistens aus Zeitungen und Journälen geschöpft zu sein, sind aber unterhaltend gnug.

Februar. Der langweilige theologische Erweis nimmt noch über einen Bogen ein; es folgt eine mittelmäßige Erzählung, Hegiag. Aber nun kommt etwas, was das ganze Stück hebt: Richardson's Ehrengedächtniß von Herrn Diderot! Eine begeisterte abgebrochne Abhandlung, die auf einem Bogen mehr sagt als eine nüchterne Eloge oder trockne Zergliederung in einem Buche; die sich oft auf den Flügeln einer dichterischen Schwärmerei erhebt, aber die Macht hat, uns mit sich fortzuführen, uns anzuglühen und uns mit der Gewalt, die nicht jeder Schriftsteller hat, die Clarisse aufs Neue in die Hände spielen zu können. Alles ist voll Feuer, voll Seele, voll Sentiments, voll Leben. „Nie habe ich einen", sagt Diderot, „von seinen Landsleuten angetroffen, nie einen von den meinigen, der nach England gereist war, ohne ihn zu fragen: ‚Haben Sie den Dichter Richardson gesehen?' und dann: ‚Haben Sie den Weltweisen Hume kennen gelernt?'" Er geht die Sittlichkeit, die Situationen, die Kenntniß der Welt und des Menschen durch, begegnet den Vorwürfen, die man ihm in Frankreich gemacht, zeigt die Nutzbarkeit, die Illusion, die charakteristischen Malereien, die Stärke in der Folge der Begebenheiten, die natürliche Briefkunst in Richardson's Romanen und ruft endlich aus: „O Richardson! wenn

1) Nach Virg., Aen., III. 658. — D.

Du gleich bei Deinem Leben nicht alle den Ruhm genossen hast, den Du verdientest, wie groß wirst Du bei unsern Enkeln sein, wenn sie Dich in der Ferne sehen werden, in welcher wir einen Homer sehen! Wer wird es dann wagen, Dir nur eine Zeile aus Deinem erhabnen Werke zu rauben? Du hast auch unter uns mehr Bewunderer gehabt als in Deinem Vaterlande, und das erfreut mich. Eilt geschwinde dahin, Ihr Jahrhunderte, und bringt die Ehre näher, die einem Richardson gebührt! Ich fordre Alle, die mich hören, zu Zeugen auf; ich habe nicht erst auf das Beispiel Andrer gewartet, Deinen Ruhm zu erheben. Ich lag jetzt zu den Füßen Deiner Bildsäule, ich betete Dich an, ich suchte in dem Innersten meiner Seele Ausdrücke, die dem Umfange meiner Bewunderung gemäß wären; aber ich fand keine. Die Ihr diese Zeilen durchlauft, die ich ohne Zusammenhang niedergeschrieben habe, ohne Plan, ohne Ordnung, so wie sie mir in der Bewegung meines Herzens in den Sinn kamen, o, wenn Ihr von dem Himmel eine empfindlichere Seele als ich empfangen habt, so durchstreichet diese Zeilen! Das Genie eines Richardson hat Alles erstickt, was ich von Genie hatte. Seine Schattenbilder schweben beständig in meiner Einbildungskraft; wenn ich schreiben will, so höre ich Clementinens Klage, so erscheint mir Clarissens Schatten, so sehe ich einen Grandison vor mir wandeln, so stört mich Lovelace, und die Feder sinkt mir aus der Hand. Und Ihr, angenehmere Erscheinungen: Emilie, Charlotte, Pamela, liebe Miß Howe, indeß, daß ich mich mit Euch unterhalte, gehen die Jahre der Arbeit und die Erntezeit der Lorbeern vorüber; ich komme dem letzten Ziel nahe, ohne etwas zu unternehmen, welches auch mich der Nachwelt empfehlen könnte.“ Wie sehr wünschte ich in diesem Augenblicke, dieses kleine Stück im Französischen vor mir zu haben, um Diderot in seiner eignen prächtigen Sprache zu hören! und vielleicht wünschen viele Leser dies mit mir. — Jetzt ein Gedicht auf Herrn E., einen Schauspieler, das schöne Stellen hat. Wenn Lobgedichte auf gute Schauspieler dazu beitragen können, die Ehre unsers Theaters zu erheben, so ist's billig, daß die dichterische Muse eine Freundin der theatralischen Muse sei. — Preise der astronomischen Instrumente und eine Nachricht von einer merkwürdigen Veränderung der Farbe einer schwarzen Weibsperson, aus den Philos. Transactionen, sind keines Auszugs fähig und

einige kleinere poetische Stücke desselben nicht würdig. Von Nachrichten sind für uns merkwürdig: der vortreffliche Lord Home, der durch seine Grundsätze der Kritik unter uns bekannt ist, hat sonst noch drei Werke geschrieben: Principles of Equity, ein wichtiges Werk, das die Grenzen zwischen dem gemeinen englischen Recht und der Billigkeit vollständig, deutlich und gründlich bestimmt; Historical Law-Tracts, eine mit des Lords philosophischem Geiste geschriebene Geschichte der Gesetze, und Essays concerning british Antiquities; eben von diesem Werk wollten wir am Liebsten mehrere Nachricht, und da schweigen die Verfasser. In Kopenhagen ist ein Preis von 50 Rthlr. auf das beste dänische Lustspiel und ebenso viel auf das beste dänische Gedicht über die Liebe zum Vaterlande [gesetzt]. Von Michaelis' arabischer Grammatik, arabischer und syrischer Chrestomathie wird eine angenehme Nachricht gegeben. Deutschland hat wenig Männer von seinen Talenten und seiner Gelehrsamkeit: wie viel hat er geleistet und wie viel zu leisten! — Leben des berühmten Schauspielers Garrick. Unsern Lesern wird das berühmte Bildniß dieses Mannes in der Rolle Richard's III. unter den Hogarth'schen Kupferstichen bekannt sein, und wie staunten wir, daß dies seine erste Rolle, im vierundzwanzigsten Jahr, da er zuerst das Theater betreten, seine Probe und sein Meisterstück gewesen! So bildet ein Genie sich selbst und tritt auf einmal gebildet hervor, um die Bewunderung der Welt zu sein. Noch hat uns in seinem Leben die großmüthige Unterstützung gefallen, mit der er einer Enkelin des großen Milton's aufhalf, da er ihr zum Besten eins von Shakespeare's beliebtesten Stücken aufführen ließ. — Es folgen Nachrichten vom französischen Theater und einigen Favart'schen Stücken insonderheit, und wie gerne wollten wir einen vortrefflichen Brief noch einrücken, den Aretino 1537 an Michael Angelo über sein Gemälde des jüngsten Gerichts geschrieben! er ist wie eine Winckelmann'sche Beschreibung des Apollo in Belvedere oder des Torso. — Allein wir schließen jetzt und wollen mit unserm ästhetischen Auszuge fortfahren, weil eine Provincialschrift, die für eine Stadt geschrieben, von einem Buchdrucker verlegt und für einen Monat aufgesetzt ist, sich bald vergreift, in wenige Hände kommt und bald alt wird. — Man sieht, daß die eignen Arbeiten der Verfasser lange nicht so merkwürdig sind als die fremden Stücke, die sie uns

mittheilen, und die sonst verfliegen würden. Man wird dies aus den folgenden Monaten noch mehr sehen. Man wird den musicalischen Geschmack der Verfasser loben, ihre fremden Nachrichten gerne lesen, es aber bisweilen wünschen, daß sie mehr das Gepräge einer vollständigen und gründlichen Correspondenz zeigten, statt daß sie jetzt oft Zeitungen verrathen, die blos aus auswärtigen Journälen kommen, uns aber deswegen noch stets unterhaltend sind. — Kostet in der Kanter'schen Buchhandlung jedes monatliche Stück 1 Fl.

Hamburg.[1])

Wir fahren in unserm kritischen Auszuge der **Unterhaltungen** fort, weil man periodische Werke von dieser Art gemeiniglich nur mit einer kalten Anzeige abzufertigen pflegt, ohne die einzelnen eignen Originalabhandlungen mit einem etwas vollständigen Urtheil zu begleiten.

Im Monat März eröffnet Basilio und Quiteria, ein Singegedicht für das Theater, die Scene, in welchem die Fabel aus dem Don Quixote genommen und in dem Geschmacke dieses originalen Romans ausgeführt ist. Der possierliche Contrast zwischen dem genannten Romanhelden und seinem Sancho, alsdann die Schäferscenen und die Geschichte zwischen Basilio und Quiteria selbst bringen Mannichfaltigkeit von Situationen in das Stück, und wenn der poetische Ausdruck sich mehr über die Prose erhübe, wenn er insonderheit in den Recitativen für die Musik etwas runder wäre und nicht bisweilen etwas zu schleppen schiene, so wäre dies Singegedicht ebenso schätzbar zu lesen, als es auch schon jetzt bei der Vorstellung divertissant sein mag; nur die allegorische Scene hätte nach unsrer Meinung völlig wegbleiben können. — Das Leben Fielding's in diesem und dem folgenden Stück, größtentheils aus dem Englischen übersetzt, ist lesenswerth; es zeichnet uns Fielding als Mensch, als Bürger, als Schriftsteller, von seiner guten und schwachen Seite, erklärt seine Schriften aus seiner Denkart (wobei man ein paar Anekdoten antrifft, von wem er seinen Pfarrer Adams und Pfarrer Trulliver copirt habe), geht seine vornehmsten Schriften mit einer ge-

---

1) 1767, 98. Stück, den 7. December. — D.

nauen und feinen Beurtheilung durch und parallelisirt ihn sehr richtig mit Marivaux, dessen Charakter hier treffend geschildert wird; er rangirt seine Schriften und giebt sich die Mühe, zu erklären, warum Fielding insonderheit als Komödienschreiber nicht größer geworden, als er ward; und so lernen wir ihn aus diesem Leben kennen, schätzen, lieben und beklagen. — Es folgt ein kleines Gedicht aus dem Arabischen, das das Siegel der orientalischen Hoheit auf seiner Stirne trägt, und da wir in einem der folgenden Stücke dieser Unterhaltungen noch ein paar würdige Poesien aus dieser Sprache übersetzt fanden, so wünschten wir, daß man uns mehrere von dieser Art aus Schultens' Anthologie u. dergl. gäbe. — Kleon oder die eigensinnige Tugend, ein moralischer Charakter, kann endlich, wenn man nicht moralisch lesen will, überschlagen werden. Und noch mehr das seichte Stück über den Geschmack aus der Encyklopädie vom Voltaire. — Die kleine Cantate nach dem Italienischen des Zappi würde wegen ihrer Naiveté noch mehr gefallen, wenn auch im Deutschen der Ausdruck so original-naiv wäre. — Das Todtengespräch zwischen Horaz und einem neuern Gelehrten aus dem Dänischen des Patriotischen Zuschauers enthält viele wahre Gedanken über den ungereimten Gebrauch, den wir von den Griechen und Römern machen, und worin wir den Alten so weit nachbleiben. — In der musicalischen Classe finden wir einige Bemerkungen des Herrn Noverre über die französische Opernmusik; unter den vermischten Nachrichten stehen die Zusätze, die zu Warburton's Sendung Mosis dazugekommen sind; die übrigen Nachrichten gehören jetzo, da der Recensent dies schreibt, schon in den alten Kalender. Die Anmerkung über Cramer's Cantate, daß seine Perioden oft zu rhetorisch sind, um musicalisch sein zu können, scheint uns so wahr, daß man auch von andern Gedichten dieses Verfassers sagen könnte: „Hier sind die Perioden viel zu rhetorisch, um poetisch zu sein.“ Die Lieder für Kinder von Weiße dürfen wir unsern Lesern nicht erst aus den Unterhaltungen bekannt machen; allein ihre Composition von Scheibe bekommt hier ein strenges Urtheil. Im vierten Stück nimmt sich Weißens Poesie an den berühmten Wille aus, ob sie gleich ein etwas hingeeiltes Stück sein möchte. Er spricht vom französischen Theater:

„O glückliches Paris! noch glänzt auf Deiner Bühne
Melpomene in voller Pracht!
Dir hat ein gut Geschick Corneille und Racine
Und Brigards und Lekains und Grandvals vorgebracht.
Noch klopft mein bebend Herz! noch seh' ich Rodogünen,
Die schreckenvolle Dümesnil.
In ihren Augen brennt der Donner, Tod in Mienen;
Sie steigt aus Ninus' Grab.
Wer ist die Göttliche? sollt' ich sie sterblich nennen?
Die Clairon? Welche Majestät!
Elektra, Dido weint, und ihre Thränen brennen
Bis in das Herz — das — —
Doch welche Wehmuth geußt in wollustreichen Thränen
Die sanfte Gaussin in mein Herz!
Es schmelzt in süßem Weh bei ihrer Liebe Sehnen,
Und Melanidens Schmerz ist der Natur ihr Schmerz.
Der Scherz' und Grazien laut jauchzendes Getümmel
Drängt sich aus der Coulisß' hervor;
Sie gucken aus der Scen' und vom gemalten Himmel —
Wer kommt? Thalia selbst; sie trägt die Maske vor
Und führt an ihrer Hand die holden Lieblingsbeide,
Die Dangeville, die Preville her.
Des Beifalls froh Geräusch, der Bühne laute Freude
Dringt bis zur Unterwelt, zum Vater Molière.
Der Schalkheit feinster Witz lauscht, lacht und spielt' in ihnen,
Und Scherz stimmt Wendung, Sprach' und Ton.
Was oft dem Dichter fehlt, ersetzen ihre Mienen“ u. s. w. —

Die Vollendung der Liebe, eine Erzählung vom Abt Chaulieu. — Einige physicalische Beobachtungen. — Ein Aufsatz über die Gedichte des Herrn Macpherson, von einem irländischen Gelehrten. Ohngeachtet die Zweifel, die in dieser Abhandlung gegen die altschottischen Gedichte gemacht werden, nicht von der Giltigkeit sind, daß die Authenticität und das Alterthum Fingal's darunter wirklich fiele, so sind wir doch dem Verfasser für Mittheilung dieses kritischen Aufsatzes verbunden. Noch siebenfach größern Dank würde aber Der verdienen, der uns die berühmte, merkwürdige und nützliche Abhandlung des D. Blair's über die Gedichte

Ossian's mit der Geschicklichkeit im Deutschen lesen ließe, als wir diese Gedichte selbst lesen können. Die genannte kritische Abhandlung des D. Blair's, die der Recensent blos dem Auszuge nach kennt, müßte uns in so verschiednen Gesichtspunkten neue Aussichten verschaffen, daß die Hoffnung, die man uns aus Hamburg her gegeben hat, sie bald übersetzt zu liefern, uns eine vorzüglich angenehme Ankündigung gewesen. — In der Musik folgen einige Bemerkungen des Herrn Noverre über den Einfluß des musicalischen Gehörs in die Tanzkunst, und unter den kurzen Nachrichten ist ein Verzeichniß der theatralischen Stücke, die Garrick für die seinen erkennt, das Merkwürdigste.

Gefundene Blätter aus den neuesten deutschen Literaturannalen von 1773. [1]

I.

— und so erschien endlich in dem Jahre der Messias ganz.[2]) Allerdings ein Monument der deutschen Poesie und Sprache. Voll der unmittelbarsten Empfindung und einer Einbildung, die sich oft der Inspiration nähert. Malerei und Aeußrung der Seele, wie sie sich in den geheimsten, verwickeltsten Gefühlen nur ausreden, in Worte ausgießen läßt, und was dem Werk gewiß nicht zur letzten Ehre gereicht, voll Religion und Gesang. Wo sich immer nur die menschliche Seele aufschwingen ließ, wird Gesang, Gesang wie Nachhall seliger Geister aus einem Thale der Unschuld und Liebe. Fast hört die Sprache auf, was sie ist, Sprache, und was sie nach

1) 1774, Beilagen zum 10., 12. und 14. Stück, den 3., 10. und 17. Februar. — S.

2) Der vierte Band, die fünf letzten Gesänge, mit der Ode An den Erlöser am Schlusse, welche beginnt:

„Ich hofft' es zu Dir, und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!"

Die Verse werden unten ungenau angegeben. Klopstock hatte Herder die Aushängebogen geschickt. Vgl. Klopstock's Brief an ihn vom 5. Mai 1773. Ueber die drei ersten Bände hatte Herder sich schon in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur geäußert (vgl. Th. XIX. S. 118—125, 135 f.). — S.

Einigen sein soll, harte deutsche Sprache zu sein, wird Ton und Anklang goldner Saite. Da es Religion ist, was sie tönt, und von hier aus der Gesang Alles umfaßt, was nur der leiseste Lispel des Gefühls auf Erd' und Himmel, Vergangenheit und fernster Zukunft fassen konnte — wer sinkt nicht nieder, um mit dem Sänger seine letzte Triumphsode auszuströmen:

„Ich hoffte es von Dir und hab' es gesungen,
Versöhner Gottes, Dein hohes heiliges Lied!"

Indessen war's gewiß, daß in all den Jahren, worin der Dichter das Publicum hatte reifen lassen und selbst mitgereift war, sein Werk noch kaum ein Nationalwerk wie Homer und Ossian hätte werden mögen. Ob der besungne Gegenstand, auch selbst fürs ganze Menschengeschlecht ins Große gemacht, nicht eng und anziehend gnug national war wie Homer's Achill und Ossian's Fingal, oder daß wenigstens die Nation noch lange nicht gnug zu der Religionshöhe und allgemeinen Menschenempfindung gereift war, um ein solches Werk, groß für alle Zeiträume und Welttheile, als ihr kostbarstes Eigenthum zu umfassen? ob dieser Inhalt, so zart und empfindungsreich er besungen ist, nicht auch groß, für die Religion ursprünglich und für alle menschliche Seelen würdig gnug besungen wäre, an Anlage mehr ein Werk der Jugend als des Mannes, dem Vorgrunde und dem ersten Aufriß nach mehr eine Nacheifrung Milton's als unmittelbarer Einhauch der Offenbarung, und die Hauptperson insonderheit, dem Umriß ihrer Bildung und dem Ausdruck der Handlung nach mehr ein Christus Hallischer Schule als der große Christus der Religion? ob also hierin der Dichter mit dem Fortgange seiner Jahre zum Theil schon sich selbst überleben müssen und das Werk Anfang und Ende nach kaum ein Werk sei — oder, so sehr er sich selbst bewahrt und mit Fleiß und Kunst in seiner ersten Einfalt zu erhalten gestrebt, der Strom des Viertheil-Jahrhunderts doch neben ihm fortgeströmt, durch mehrere Hilfsmittel und Erläuterungen der Bibel Manches so andre Gestalt indeß angenommen und also, von Seite der Religion betrachtet, der Grund seines Gebäudes, wie's da ist, jetzt kaum dem rechtgläubigsten sowol als andächtig-

sten Kopfe ganz zugehören könnte? ob endlich, da der Charakter der Deutschen (böse oder gut) einmal andere Hauptwendung genommen, von Seite der Einbildung und der bei ihnen so oft erfro[r]nen Empfindung nach dem Verstande, dem Urtheil, der Manneserfahrung hin, sie auch für diese Kräfte mehrere Nahrung gesucht und also eine Muse in männlicherer, fester, philosophischen Gestalt begehrt — oder vielleicht Alles so entschlafen gelegen, um den ganzen Gang bis zur tiefsten Kreuzesstille und von da zur lautesten Himmelsherrlichkeit hinauf nicht in einem Klange der Harmonie und Himmelswonne hören [zu] können —

(hier fehlt)

= = = chinesische Säule zartesten Thons mit hellklingenden Glöcklein, bis in die Wolken empor, und oben der blühendste Kranz auf der Säule, aber unten nur einen Fuß breit — und dem Anscheine nach sich oben gar immer weiternd. — — Tausendfach Schade, wenn das herrliche Kunst- und Wolkengebäu nur in einzelnen über allen Ausdruck schönen Ziegeln, Stücken und Scherben aufgezeigt oder geschätzt — — —

(fehlt wieder bis zum Ende)

II.

— wurde also die Bardenpoesie unrecht angefochten und oft noch unrechter gerettet.[1]) Allerdings gut, daß endlich die chinesischen Kaminpuppen des neuesten Geschmacks und die Crébillon'schen unaufhörlich wiederholten Sophagemälde[2]) voll ungriechischer und wahrhaftig undeutscher Sitten[3]) durch etwas in der Welt abgelöst wurden, oder unser edles Deutschland wäre in eine Galerie verwandelt, von der auch ein Grieche das Gesicht verwendet oder eine rosenfarbne Decke vorgezogen hätte, die nun uns Deutschen gewiß zehnfach nöthiger — (fehlt)

1) Ueber die Bardenpoesie hatte sich kurz vorher auch Wieland ausgesprochen. Vgl. Wieland's Werke, Th. XXXVIII. S. 170 ff. — D.

2) Des jüngeren Crébillon üppiger Roman „Le Sopha", dem eine Reihe ähnlicher Ausgeburten der Lüsternheit folgten, war schon 1745 erschienen. — D.

3) Er deutet auf Wieland's Agathon, der in diesem Jahre in zweiter vervollständigter Ausgabe erschien; besonders war die Geschichte der Danaë hinzugekommen. — D.

— soll da eine aufwachende Bardenerscheinung gesagt haben: Und werdet schamroth, Ihr edlen, sonst bescheidnen Söhne Teut's! Warum solche Sittengemälde fremder Sitten? Warum sie in allen Reiz der Dichtkunst und in allen Wahn des guten Geschmacks eingekleidet, wenn ohne Einkleidung der Inhalt Euch (Wodin und der keuschen Freya Dank!) noch Schande und Befremdniß wäre? Mag jener Abbé[1]) da Guts stiften, wo die Sitten herrschen, wo sich in ihren Schlamm das reinste Gold verliert, wo also auch aus dem Schlamm etwa die kleinen Goldkörner von Philosophie, guter Lebensart, Feinheit des Geschmacks, Schönheit der Wendungen herausgesucht werden könnten oder nicht könnten — was kümmert's Dich, edler Sohn, keusche Tochter Mana's? Sollen die Chatouilleusen und Blaffardinen[2]) da stehn im Büchergemälde, damit Du, weil Du sie etwa sonst nicht im Leben gewahr geworden wärest, und eine Reise — — (fehlt)

— heißt wahrlich nicht, eine Nation in ihren Sitten verfeinen, und noch minder, veredeln. — Wo Alles schon ein so feines Element von Sprache und Sitten athmet, siehe, da ist auch Alles schon darauf zubereitet; thut weniger Schaden, wie das Gegentheil weniger hilft; wird als Crème gebraucht, und an Crème, weiß schon Jedermann, ißt sich Niemand satt. — —Wo aber ein Volk, Brei und nahrhafter Speise, nordischen Gerstentranks und Branntweins gewohnt, nun die Crèmes, Liqueurs und Confitures ansähe als Brei und Branntwein, ahmte mit ehrlichen Herzen und nach der Erbsünde, die man den Deutschen Schuld gegeben, die Feine nach — französisch! — Gift! oder schale, schale, schale, ekle, ekle, ekle Honignachsuppen und süß Wassergespüle! — Ermatten und Erbrechen —

Und siehe, da kam ein bardisches Windbrausen von Mitternacht, und wie in Aeneas' Gastmahl die ungezognen Harpyien[3]) —

und die Barden sangen! und die Crèmeschüsselchen bebten stark — — und selbst die kleinen Amors, die, aus Luftbriefchen[4]) entsprungen, auch am Liebsten um Naschwerk flogen und

1) Crébillon. — D.
2) In Wieland's Neuem Amadis, zuerst 1771 erschienen. — D.
3) Virg., Aen., III. 225—228. — D.
4) Bonbonnièren. — D.

thaten nichts als lieblich liebeln,
thaten nichts als tückisch bübeln,
küßten eine lange Länge,
küßten eine große Menge,
küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette —[1])

selbst diese kleinen Reim- und Windgeisterchen flohen Höhlein und belustigten sich ob ihrer alten Kränze — (fehlt) — auch die griechischen Grazien und Musen von den Schildweibern und altdeutschen Blutsaugerinnen, weil sie gar zärtlicher Natur waren, erschreckt — —

bis, siehe da! an ihrer Statt ein gespornter und geflügelter Champion erschien, der auf seinem Schilde nach alter Ritterart es trug, daß er — „deutscher Mercur"![2]) — —

— und so wie Mercur allemal ein Gott der Kaufleute und Numeranten, der Täuscher ausländischer unprobhaltiger Waaren und dann hintennach auch der Kritik solcher Art gewesen — dieser überdem an seinem Reisehut und französischen Halbstiefeln kennbar — — gab also Waghälse, die auf baldige Windleere des Beutels, den er in der Hand trug, wetten — und daß er deutscher Mercur sei, wollte ihm gar Niemand glauben.

(fehlt)

— und auch die Bardenwindsbraut bald versaufen mußte, weil sie aus zu ferner kalter Höhle war, in der wir nicht geboren, zu ihr auch unsre Zärtlinge, die sich Publicum nannten, weder Haut noch Pelze hatten. — — — Was sollte Gerüst taugen, wo kein Schauspiel voll Wahrheit mehr ist oder sein will und kann? und was eine leere Bardenconcordanz und Topik von Ahnen, Hainen, Patriarch-Hermann und Sara-Thusnelda, Wind, Sturm, Schild, Mond, Gräber — —

(fehlt)

1) Die auf das im „Blumenlesen" und sonst grassirende Liebesgetändel spottenden Verse sind nach Logau. Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), XII. S. 92. — D.

2) Den Deutschen Merkur, der mit dem Anfange des Jahres 1773 erschien, hielt auch Goethe für eine bloße Geschäftsspeculation Wieland's und der beiden Jacobis. Der Reisehut und die Halbstiefeln im Folgenden gehen auf die Vignette des Titels vom ersten Stück des Merkur. — D.

Kaiserin Elisabeth ließ eine Kanone von Eis machen, war keine gegossene, bleibende Kanone, sondern nur Kunst- und Probstück, ob sie gleich schoß! — also —
— Und daß, wenn auch dieser Sturmwind die Luft gereinigt hat, hellere und kältere Tage entstehen möchten! —

Pater Hell[1]) hat gefunden, daß das Nordlicht Eis und Eis Nordlicht sei — auch wenn der einige Pater Denis[2]) seine Bardentelyn entsaitet haben wird und sein Ohr zu den Tönen gewöhnt, sie anderswohin spannete die Saiten — —

— τῶν . . πεπραγμένων
ἐν δίκᾳ τε καὶ παρὰ δίκαν
ἀποίητον οὐδ᾽ ἄν
χρόνος ὁ πάντων πατὴρ
δύναιτο θέμεν ἔργων τέλος·
λάθα δὲ πότμῳ σὺν εὐδαίμονι γένοιτ᾽ ἄν.
Ἐσλῶν γὰρ ὑπὸ χαρμάτων
πῆμα θνάσκει παλίγκοτον δαμασθέν,
ὅταν θεοῦ μοῖρα πέμπῃ
ἀνεκὰς ὄλβον.[3]) —

Πινδ. Ολ. Β. Ε.α. Σ.β.

(fehlt)

Die Uebrigen aber sangen und lallten nach, verbesserten Luther's Lieder und machten siebenfach schlechtere als seine. Ließen sie in Musik setzen, weil Niemand sie singen konnte,

und reimten reich und schön und rein,
und reimten reich und schön und rein,
das muß ein Kirchenjubel sein — Eya![4])

(fehlt)

---

1) Der Jesuit Maximilian Hell in Wien hatte seit seinem Aufenthalte in Wardöehuus das Nordlicht zu einem Hauptgegenstand seiner Untersuchungen gemacht. — D.

2) In diesem Jahre erschienen „Die Lieder Sined's des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis, aus der Gesellschaft Jesu". — D.

3) Hier folgt noch ὑψηλόν. — D.

4) 1773 erschienen Schmidt's „Gesänge für Christen", Münter's „Erste und zweite Sammlung geistlicher Lieder", Neander's „Zweite Sammlung geistlicher Lieder", Unzer's „Zwei geistliche Gesänge" u. a. — D.

III.

„— Papiers Natur ist Rauschen,
und rauschen thut es viel!“

So fing sich ein alter Buchdruckergesellengesang an, und — — die Allgemeine deutsche Bibliothek![1]) als ob ganz Deutschland von Graubund nach Drontheim zu dieser allgemeinen Bibliothek auch an Masse wie an Inhalt Fußgestelle, Repositorium sein sollte — zwar daß ihr Papier, seit der erste Freidenkerstoß vorbei ist, ungleich weniger rauscht — und oft stumpf — (fehlt)
— und wenn man bei einer andern[2]) ihre theologisch-kritischen Artikel ausnähme — sintemal auch das Papier aus westphälischen Lumpen und Morastwasser —
— und der einzige leidliche Auszug der Leipziger aus fremden Journälen und Kunstnachrichten —
— und die ewigen Briefe zur Bildung eines jungen Herrn von Stande,[3]) der auch wol ewig außer Stand bleiben dürfte, sich zum Geschmack zu bilden —

Wie in aller Welt, daß auch selbst die bessern Stücke der Kritik, die Werke heißen können, Wood über Homer,[4]) Lawson's Beredsamkeit[5]) nur immer noch übersetzte, fremde Arbeiten sind? An Talent zur Kritik käme den Deutschen vielleicht keine Nation vor! so phlegmatisch reiffsinnig und prüfend und überlegend: warum denn auch hierin so wenig vollendete Werke? — —

Ein eifriger Subscribent und Sammler zu Klopstock's neuer gelehrten Republik wollte gewissen Generalstaaten gegenwärtiger gelehrten Republik so unbillig und grundlos Schuld beimessen — sprach von einer allgemeinen Schreibe-, Uebersetzungs- und Eichelmast-

---

1) Herder hatte sich von ihr zurückgezogen. — D.
2) Der Lemgoer „Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Literatur“. — D.
3) Von den „Briefen zur Bildung des Geschmacks, an einen jungen Herrn von Stande“ brachte das Jahr 1773 den sechsten und letzten Band und in „zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage“ den ersten. Vgl. oben S. 48 ff. — D.
4) Robert Wood's Schrift „Ueber das Originalgenie des Homer“ erschien in diesem Jahre übersetzt. — D.
5) „Vorlesungen über Beredsamkeit“. — D.

pacht, wo Alles bogenweise — und der Herr Verleger auch Bestimmer der Recensionen, Austheiler der Meinungen und Charaktere einer Heerde lastbarer Thiere sei. Yah! — Yah! — riefe der Herr Verleger, und Yah! Yah! seine Herren Recensenten — und ob also der Herr Verleger nicht wohl thäte, statt andrer verunzierten sein eignes Bildniß — — mid - - maecen - - — und die laur - - talib - - auribus multa cum laude [1]) - — nicht zu vergessen — sich immer ein lebendiges Lebens- und Ehrengedächtniß —

Die gute wahre Kritik einzig nach Jahren, aus reifem ganzen Gebrauche, Gefühl und Ueberlegen des Buchs! — das Andre Spreu, die der Wind zerstreut, auch jedesmal den Mussons, die zwischen Messe und Messe wehen, überlassen! — und hievon kein Wort mehr.

Dem Manne, der in Europa das erste Journal schrieb, was sollte dem Manne aufgerichtet werden — Ehrensäule oder — —

(fehlt)

Noch aber läßt sich kein Würdiger säumen, wo er kann, würdig zu arbeiten. Lessing grub in den Schätzen seiner Bibliothek und fand, was man in Bergwerken findet, Gold- und Erzadern, Silber und Steine.[2]) Auch daß er sich, ob's gleich nicht seine Pflicht war, den neuen allermenschenfreundlichsten Heidenseligmachern mit Wink und Stoß widersetzte [3]) — (fehlt)

Heyne im Stillen fortarbeitend! Seine Abhandlungen in den Commentarien [4]) sind Beiträge der wahren Antiquität, wie wir damit vor ihr selbst bestehen würden. Sein Pindar [5]) — Heil ihm, daß er blos gethan, was ein Alterthumsforscher thun soll! — hat dem Bilde den Staub weggewischt, der fingerhoch auf ihm lag und wegschreckte. Wie seine Züge nun rein und natürlich lachen und locken —

Die Wiederherstellung eines solchen Autors gilt über

---

1) Midas Maecenas. — Laurea talibus auribus multa cum laude (imponenda?). — D.

2) Er begann mit der Herausgabe seiner Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel". — D.

3) In dieses Jahr fallen „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit". Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), XVIII. S. 101 ff. — D.

4) Commentationes societatis literarum Gottingensis. — D.

5) Schon im Juni 1772 schrieb Herder an Heyne: „Wäre nur schon Ihr Grieche da!" Vgl. Heyne's Brief an Herder vom 11. März 1773. — D.

zehn magre, mittelmäßige Uebersetzungen, da Theokrit, Orpheus und Homer und Musäus alle im Leipziger Ton sprechen,[1]) sich einander gleich, wie ein taubes, hahnloses Ei dem andern — (fehlt)

Und Philosophie, die Pflegerin Deutschlands, einst

μήτηρ χρυσοστεφάνων
ἀέθλων —
δέσποιν᾽ ἀλαθείας[2]) —

sie schläft. Ihr Mendelssohn und Sulzer kranken; ihr Liebling[3]) Kant ruht. Die Batteux, Bonnets und Buffons gehn den Uebersetzern vortrefflich von Hand, und die Flögels[4]) und Frömmichen[5]) thun nichts als Haberkuchen aufwärmen. Ein gefundenes Fragment von Reimarus[6]) so viel als ein Vermächtnißcodicill seines Testaments — (fehlt)

IV.

An wahrer Geschichte diesmal, wie immer, wenig, und ich weiß nicht, ob man darüber zu wehklagen hätte oder zu rühmen. Noch sammeln wir immer nur Materialien und thun darin vor Andern viel: auch die Gmelins, Pallas und Güldenstädts in fremden Welttheilen[7]) sind unser.

---

1) Es erschienen in diesem Jahre Uebersetzungen des zweiten Theiles der Ilias, der Argonauten des Orpheus (?) und der Hero und Leander des Musäus von Kütner; desselben Uebersetzung der Idyllen des Theokrit, Bion und Moschus war schon ein Jahr älter. — D.

2) Nach dem Anrufe Olympia's am Anfange von Pindar's achtem Olympischen Gesange. — D.

3) Hier folgte noch: „vielleicht mehr als beide". Diese Worte strich Kant selbst, der die Blätter vor dem Drucke sah. — D.

4) Die zweite vermehrte Ausgabe seiner „Geschichte des menschlichen Verstandes" war erschienen. — D.

5) K. H. Frömmichen gab 1773 eine Schrift „Ueber die Lehre des Wahrscheinlichen und den politischen Gebrauch derselben" heraus. — D.

6) Hermann Samuel Reimarus, Verfasser der Schrift „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", einer „Vernunftlehre" und der „Betrachtungen über die Kunsttriebe der Thiere", war schon 1765 gestorben. 1774 gab Lessing den Anfang der bekannten „Fragmente eines Ungenannten", die von Reimarus waren. — D.

7) Samuel Gottlieb Gmelin trat mit Peter Simon Pallas und Johann Anton Güldenstädt 1768 eine naturhistorische Reise durch Rußland an. Die Herausgabe seiner „Reisen durch Rußland" erfolgte vom Jahre 1770 an. Pallas gab seine „Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs in den Jahren 1768—1773", von 1771 an

Und wenn wir's nicht an andern Nationen sehen könnten, was daraus werde, um reife Materialien zum Geschichtsroman zu bearbeiten: so, glaub' ich, siehe die Mitglieder unsers berühmten historischen Instituts.[1]) Schöne Regeln und Schichtwerke (als ob Geschichte von Schichten, historische Kunst von träumen den Namen habe) und kein Werk.

Und wenn ein kritischer Compilator eine sogenannte allgemeine nordische Geschichte[2]) — wurd's denn auch eine so allgemeine nordische Geschichte, daß im Quartbande kein Wort Geschichte Raum hatte. Ob wir also dafür nicht —

Und mit den übersetzten Andersons, Laugiers, Deninas, Dows, Kings u. s. w. vorlieb nehmen! — vorlieb nehmen, wenn Büsching sammelt[3]) und le Bret[4]) berichtigt! Lieber pauperes nostro in aere[5]) und nur in fremden Trugschulden reich — — (fehlt sehr viel)

V.[6])

Noch war man immer rüstig auf dem Wege zur Bibel. Kritik! Kritik! Kennicott's Werk gesammelt und sollte zu Druck[7]) — — und die in Deutschland durch ihn geregten Männer, zum Theil Schüler, trugen für sich nicht unbeträchtlich bei. Der Kassel'sche Codex gebar — eine neue falsche und neue bessere Erklärung der siebenzig Wochen: erstere von Michaelis, andre von Hassencamp,[8]) ein oft treffender Name, eben weil er selten erscheint.

Die orientalische und exegetische Bibliothek fuhr fort, sich nicht durch eigne Materien, aber durch Stand-

---

in drei Bänden. Güldenstädt machte 1772 und 1773 eine Reise nach Georgien und zur Erforschung der großen Kabarda. Seine Reisebeschreibung gab später Pallas heraus. Güldenstädt war aus Riga. — D.

1) In Göttingen. — D.

2) Von Schlözer 1772 in zwei Bänden herausgegeben. — D.

3) Sein „Magazin für Historie und Geographie“ erschien seit 1767. — D.

4) „Magazin zum Gebrauche der Staaten- und Kirchengeschichte“, seit 1771. — D.

5) Meo sum pauper in aere. Hor., Epist., II. 2, 12. — D.

6) Der hier beginnende Schluß (Beilage zum 14. Stück) führte das Motto: „Accipite reliquom: alieno uti nihil moror. Plaut.“ [Capt., prol., 16]. — D.

7) Benjamin Kennicott brachte die Lesarten von 253 Handschriften der Bibel zusammen. — D.

8) Johann Matthias Hassencamp, Prof. zu Rinteln, gab zu Lemgo 1772 seinen „Versuch einer neuen Erklärung der 70 Wochen Daniel's“ heraus. Die Schrift von Michaelis beurtheilte Herder in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ (Th. XXIII. dies. Ausg.). — D.

punkt und Zusammenfluß ausländischer Zeitungen zu unterscheiden, und das Wort Gottes für Ungelehrte nach Michaelis' Uebersetzung lief! zwar nicht ohne Furcht des Anstoßes und Stockens — — eine schlechte, ungewählte Sprache; im Historischen ein ebenso schleppender Stil als in der verunzierten Poesie Hiob's, und die Anmerkungen für Ungelehrte ärger als Alles.

Seine Schüler theilten sich in ihres großen Lehrers große Feder, um mit viel kleinen Federn zu schreiben. Einer, der besser als er übersetzen wollte und doch nur wie er übersetzte; Einer, einmal ein verdienter Name, der mit Archäologie der Ebräer[1]) anfing und die sieben Augen des prophetischen Steins erklärte; Andre mit Lesarten und Interpunctionen u. s. w. Der Daniel der Siebzig, der jene Erklärung so sonderbar bestätigte, kam endlich, und ein Autor, der, trotz gewöhnlichen Dünkels der Schüler über den Meister, in Deutschland zur arabisch-ebräischen Kritik allein die Fackel vorgetragen, Schultens, erschien in Nachläßen und in Wiederauflebung seines besten Werks, Hiob, auch bei uns.

Uebers Neue Testament, wo nicht so glücklich, doch ebenso rasch. Bahrdt schrieb Neue Offenbarungen Gottes im achtzehnten Jahrhundert, d. i. wie die alten abgelebten Offenbarungen durch Christum, Evangelisten und Apostel, wenn sie durch Bahrdt sprechen sollten, sprechen würden. Teller, ein Wörterbuch des Neuen Testaments, hie und da Funken von Ernesti'scher Kritik, sonst aber das Meiste Wasser und Luft, in welche beiden Elemente die zu starken Worte Christi und der Apostel, Predigtschwätzern zu gut, sehr lieblich aufgelöst waren. Semler fuhr fort, wider den Kanon zu streiten und zum Kanon aus seinen Schätzen der Kirchengelehrsamkeit Beiträge zu liefern;[2]) denn sonderbar gut müssen in guten Menschen auch Vorurtheile wirken. Endlich Ernesti, von planer, weiter Gelehrsamkeit, gesundem Kopf und schlichten Sinnen, fuhr mit seiner Kritik,[3]) kleinen theologischen Ab-

1) Von der „Archäologie der Hebräer" von Johann Ernst Faber erschien nur ein Band im Jahre 1773. — D.

2) Die Fortsetzung seiner „Abhandlung von der Untersuchung des Kanons", deren erster Band 1771 erschienen war. — D.

3) Von den „Christlichen Predigten" von Johann August Ernesti erschien 1773 der zweite Band, ebenso seine „Opuscula theologica", und er begann seine „Neueste theologische Bibliothek". — D.

handlungen und Predigten, die den Abhandlungen gleichen, stille fort: unser einige Melanchthon!

Die Prediger predigten, und die Philosophen philosophirten. Spalding handelte sein Thema von Nutzbarkeit der Prediger aufs Neue ab,[1]) mit untermengten schönen Glossen und politischen Aphorismen, so daß, wozu hie und da Prediger unwesentlich nutz sein könnten, viel darin stand, was aber sie wesentlich sein sollten, nicht möchten und beliebten, kein Wort. Dem großen Heidenseligmacher,[2]) der neben ihm eben also philosophirt und gepredigt hatte und jetzt ruhig von seiner Mühe schlief — ihm soll im Traum der selige Sokrates — eine denkwürdige Erscheinung! ein Zeuge unsrer Tage! — erschienen sein, ihm aber wenig gefrommt haben u. s. w. Die Baumgartische Metaphysik, in Töllner's schöne, langweilig-artige Manieren aufgelöst, erschien in theologischen Abhandlungen über — so Allerlei[3]) aus System und Bibel, wo aber immer System und Bibel an einem Weltende blieb und Töllner's Abhandlung am andern. Die Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu,[4]) wie wenn er Spalding-Heß gewesen wäre, zeigte sich wieder und fand auf dem Markte viel Liebhaber, Gönner und Käufer. Seiler fuhr fort, für Unmündige unmündig zu werden;[5]) Simonis, der gekrönte Katechismusschreiber der neuen Religion,[6]) schrieb und schrieb noch immer keinen Katechismus. Resewitz erzog Bürger, weil es Christen zu erziehn nicht mehr lohnte,[7]) und die

---

1) Seine zweite Auflage der Schrift „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes" erschien 1773. Vgl. Herder's Briefe an Lavater, Ende December 1773 und vom Januar 1774 (Aus Herder's Nachlaß, II. S. 75. 79 f.). — D.

2) Joh. Aug. Eberhard's „Neue Apologie des Sokrates" war 1772 erschienen. — D.

3) Johann Gottlieb Töllner gab 1773 zwei Stücke seiner „Theologischen Untersuchungen". — D.

4) 1772 war zum ersten Mal die „Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu" von Johann Jakob Heß in drei Bänden erschienen. — D.

5) Die erste Ausgabe von Georg Friedrich Seiler's „Religion der Unmündigen" war 1772 erschienen. — D.

6) Enoch Christoph Simonis hatte 1760 einen „Kurzen Entwurf einer Lehrart in der Religion für die Jugend nebst beigefügten ausführlichen Betrachtungen. Eine Preisschrift", erscheinen lassen, die im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebte. 1773 folgte sein „Kurzer Inbegriff der Lehre und der Wahrheit Jesu zu Beförderung des wahren und ungeheuchelten Christenthums und der menschlichen Glückseligkeit, für die nachdenkende Jugend entworfen". — D.

7) Fr. Gabriel Resewitz, „Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes". — D.

deistischen Fliegen und Käfer flogen und summten fort über Glauben, philosophische Bekanntmachung der Religion u. s. w.

Zwar eine britische Erscheinung, Hartley über den Menschen — an Physiologie, Psychologie, Theologie und einfältigen Aussichten der Geschichte des Menschengeschlechts wahrlich eine Erscheinung![1]) hoch über unsern Köpfen — kam über Meer, ward aber nicht gekannt noch geachtet. Der Uebersetzer,[2]) nicht gnug, daß er sie verschnitten und verstümmelt hatte, nahm sich noch die Mühe, sie mit Spalding-Mendelssohn'scher Philosophie zu weichen und zu wässern. Lavater mit seiner edel-einfältigen Helle und Wärme predigte fort.[3]) Jerusalem immer noch nach dem Ende seiner Laufbahn lüstern.[4]) Lilienthal in seiner Guten Sache — trieb sie fort mit Eifer und Sanftmuth *εὐκαίρως ἀκαίρως*.[5]) Wenn einst eine spätere Hand sich auch genöthigt sähe, die Acten dieses treuen, gelehrten Vertheidigers zu kürzen, zu ergänzen und umzuschmelzen, über die Lardners, Lelands und Stakhouse[6]) wird uns Deutschen sein Name theuer und ehrenwerth bleiben! *Εἰ δέ τις ἐποικοδομεῖ χρυσόν, ἀργύριον, λίθους τιμίους, ξύλα, χόρτον, ἑκάστου τὸ ἔργον φανερὸν γενήσεται.* *Παυλ. Κορ. Α.*[7])

---

1) David Hartley's „Observations of man, his frame, his duty and his expectations" waren schon 1749 erschienen. Vgl. Briefe an Merck, S. 43. — D.

2) Pistorius. Seine Uebersetzung war 1772 in Rostock erschienen. — D.

3) Neue Gelegenheitspredigten erschienen von ihm. — D.

4) Von seinen „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" war das zweite Stück der Fortsetzung erschienen. Vgl. Herder's Brief an Lavater, Ende December 1773. — D.

5) Von Theodor Christoph Lilienthal's „Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarungen, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet", erschien 1773 der vierzehnte Theil. — D.

6) Nathanael Lardner, John Leland und Thomas Stakhouse hatten sich bemüht, die Wahrheit der christlichen Offenbarung zu beweisen. — D.

7) 1. Kor. 3, 12. 13, wo aber steht: *ἐποικοδομεῖ ἐπὶ τὸν θεμέλιον τοῦτον*, und nach *χόρτον* noch *καλάμην*. — D.

Aus den Rigischen Gelehrten Beiträgen.

Aussichten über das alte und neue Jahr.[1]

Unsere Einbildungskraft setzt uns durch Wünsche und Erwartungen, durch Zurückerinnerungen und Klagen beinahe beständig außer uns selbst, entweder in das Vergangne oder die Zukunft, daß wir selten bei uns selbst sind. Diese Ausdehnung unsers Gesichtskreises, ob sie gleich der Quell unsrer meisten Unglücke ist, schmeichelt doch immer zu sehr unsrer Neugierde, als daß sie nicht angenehm sein sollte; ja, oft wird sie uns angemessen und sehr wichtig. Ist unser Leben ein Weg, so ist jede große Veränderung desselben, es sei Jahreswechsel oder Geburtsfeier oder ein anderer Tag, den wir uns weiß oder schwarz anzeichnen, gleichsam ein Grenzstein und ein Ruheort der Wanderer. Man setze sich also, so viel wir Mitwanderer einer Zeit sind, heute mit mir nieder, um, was müde Wandrer thun, sich umzusehen und vom Wege hinter und vor uns zu schwatzen. Man erinnre sich des Vergnügens, sich von alten Dingen zu unterhalten, ein Vergnügen, um welches Manche große Reisen thun, um einst in einer Dämmrungsstunde der Vater Aeneas zwischen Kindern und Gesellschaftern zu werden und seine Schicksale zu erzählen. Wir wechseln die Jahre; und wer wird hier nicht Blicke um sich wagen? wer wird sich nicht schämen, mit an die Erde gefesselten Augen so der Zeit zu folgen als Sancho der Rosinante oder jener Reiter dem Zügel seines Pferdes?[2]) Jeder Tag, jedes Jahr sammelt Erfahrungen, aber zu diesen Gliedern wird blos die Vernunft eine Kette; ohne sie fehlt uns das Band zwischen gestern und heute; die Kunst, alle Einheiten zur Summe zu verknüpfen und also auch die güldne Regel[3]) der Politik, aus zwo gegebnen Größen, dem

1) 1765, 1. Stück, dessen Anfang der „Lobgesang am Neujahrsfeste" (in den Werken, I. S. 245 f.) bildet. In der älteren Fassung hat der Aufsatz die Ueberschrift: Aussichten am Jahreswechsel. — D.

2) Die Handschrift liest: „jener Peruaner, wohin ihn sein Pferd hinführte". — D.

3) „Regel de tri" stand in der Handschrift. — D.

Vergangenen und der Gegenwart, die Zukunft auszufinden. Gnug! man durchlaufe also mit mir die Schreibtafel des vorigen Jahres, nicht aber Comptoir- und ökonomische Rechnungen noch Journäle, sondern, da ich als Mensch rede, das Buch der menschlichen Handlungen.

Plato setzte seine Weltweisheit ins Rechnen,[1]) und ein noch älterer Plato, Moses, der erste Schriftsteller, ins Zählen — nicht der Interessen, der Schriften, eines Quartblatts voll Ehrentitel, sondern — — seiner Tage. „Lehre mich meine Tage zählen, daß ich klug werde!"[2]) Wir werfen diese Klugheit gemeiniglich weg, entweder als Reiche, die zu verschwenden haben, oder als Arme, die so wenig haben, daß sie nie zu lange ihre Rechnung aufschieben. Unser ökonomisches Jahrhundert vergißt also gemeiniglich die Haushaltung des Lebens bis an die Zeit, da man mit jedem grauen Haar ein weggeworfnes Jahr zählt und um verschwendete Schätze Trauer anlegt.

Ich stehe in Gedanken vor dem Altar der Zeit, derjenigen Göttin, die, mit der ägyptischen Isis, war und ist und sein wird.[3]) Ich höre ein Murren über die Kürze der Zeit und bemerke darunter Diejenigen blos, die vormals über die Länge der Zeit gähnten, Der im Familienstuhl und Die am Spieltische. Jetzt sind ihnen alle unbezeichneten Tage voll Nacht, alle Buchstaben ihrer Rechnung zusammengeflossen, und das dunkle Andenken des vorigen Jahres ist ihnen, wie die Aussicht der fernsten Allee, blos durch sich selbst begrenzt. So wiegt Euch denn wieder in Eure Schlafsucht ein, Ihr Mörder der Zeit, zu hart, um den sanften Wurmstich der Reue zu fühlen, zu fühllos für das göttliche Vergnügen, seine Zeit wohl gebraucht zu haben! — liegt und vermodert!

Der Tage sind freilich viel, aber ihr Werth hängt, wie der Werth des Geldes in der Politik, nicht von der Summe, sondern von dem Gebrauch ab, und ich muß sie aufs Beste brauchen! Aufs Beste? Freilich ist dies einzuschränken; denn um die Zeit aufs Beste anzuwenden, muß ich auch einen

---

1) *Λογίζεσθαι καὶ ἀριθμεῖν*, das er aber keineswegs als Wesen seiner Philosophie bezeichnet. — D.

2) Es schwebt wol Psalm 90, 12 vor. — D.

3) Nach der Inschrift auf einer Pyramide zu Sais (**Plut.**, De Iside et Osiride, 9). — D.

Theil davon wegzuwerfen wissen, und die Kunst zu verschwenden gehört nothwendig in die Oekonomie eines Reichen, der sich Vergnügen erwuchern will.

Der Tage sind viel, und ich bezeichne also jeden mit einer fruchtbaren Handlung, so wird endlich die ganze Laufbahn meines Jahres mit Merkstäben unterschieden sein, die mir einen sonst unmeßbaren Gesichtskreis ausmessen helfen. Und was wünschte ich mir am vorigen Jahre vor Thaten gesäet zu haben, um Garben zu sammeln? Ein Abend fällt mir ein, der ganz Musik, Scherz und Spiel war; ein anderer, wo ich in Gesprächen des Herzens mit meinem Freunde zerfloß: das Andenken von jenem ist todt, von diesem aufwallende Freude. Noch einmal war ein Tag, dessen Linien ich ganz mit fruchtbaren Arbeiten füllte; einen andern zeichnet eine stille Tugend aus, die ich als Rose brach, aber bald verwundeten mich ihre Dornen: o, die kleinste Tugend, auf die mir mein Gewissen ein Lobredner ist, wird mir größer als ein Jahr von einer Geschäftigkeit der Ameisen!

Blos Laster nagen im Andenken; physische Uebel flößen einen angenehmen Schauer ein. Auch der leichteste Zärtling, der sein Gewissen beinahe stets ungebraucht läßt, wird wenigstens einmal den Stachel der Reue gefühlt haben. Blut wird eine gefühlvolle Seele weinen wollen, um einen solchen schwarzen Strich an ihrer eignen Schuld auszutilgen. Wenn ich hingegen im vorigen Jahr ohne meine Schuld litte, so triumphire ich jetzt über mein eisernes Schicksal. So erinnert sich ein Wandrer mit zitternder Freude der Mördergruben, denen er entging, und lacht über die vorigen Stürme, da ihm jetzt sein Kamin Sommer schafft.

Um also dem künftigen Jahr einst nachklatschen zu können,[1]) will ich seine Tage zwischen Nutzen und Vergnügen theilen; ich will die berauschenden Freuden der Sinne durch Vergnügen des Geistes beleben, mir stoische und Epikurische Freuden erwuchern, und anstatt über die Frage: „Welches ist ein glückliches Jahr?" zu grübeln, soll der heutige Tag lieber ein Fest von Entschlüssen sein.[2])

1) Der sterbende Augustus forderte seine Freunde auf, ihm zu klatschen, wenn sie mit seinem Leben zufrieden seien. Vgl. oben S. 43. — D.

2) In der Handschrift lautet die Stelle so: „Der erste Jahrstag wird also ein Fest von Entschlüssen der Thaten sein sollen, und es ist immer ein sehr wichtiges Neujahrsproblem: ‚Welches ist ein glückliches Jahr?'

Ein Jeder zähle seine mißgerathenen Erwartungen des vorigen Jahres, und wenn er nicht ein Phrygier ist,[1]) wird er seine Projecte zäumen und nicht ein Luftbaumeister in leeren Hoffnungen werden.

Heute zimmre ich den glänzendsten Entschluß und freue mich über dies Gebäude meiner Phantasie wie Nebukadnezar über sein Babel; allein ich seh' in die Ferne, und der Palast droht mit Ruinen; noch weiter — und er stürzt. Lieber will ich in meiner Sphäre wirksam sein und den festen Tritt auf der Erde, die unser Aller Mutter ist, nicht verlassen; sonst beschiffe ich mit Flügeln, die mir nicht die Natur gab,[2]) das luftige Reich der Möglichkeit und werde unglücklich. O, es ist lächerlich, Wünsche auf die lange Bahn zu schieben; sie sind meistens alle ohne prophetische Salbung, beinahe alle unpassend und ungereimt, beinahe alle bis zum Lachen schön. In diesem Gesichtspunkt lese man statt der Neujahrswünsche des Nachtwächters von Ternate[3]) die folgenden Neujahrsreime:

Ridentem dicere verum
Quis vetat?[4])

Wünsche, die sich reimen.

Heut, Muse, was wünscht man sich nicht?
Man tanzt Respecte vors Gesicht
Und jägt Wind in die Ohren.
Möcht' Alles, was man wünscht, geschehn,
Würd' Alles, was man denkt, gesehn,
Da zeigten sich die Thoren.

In einem jeden Staat, ja beinahe in jeder Stadt, die vor sich ein Ganzes ausmacht, wäre dies eine Aufgabe, die eben solche Patrioten zu Lesern [Lösern?] haben müßte, als der Verfasser wäre. Vorschläge, die Sittenlehre bei gewissen Ständen eingänglicher zu machen; gewisse Stände zu verbinden, die sich die beiden Pole der Gesellschaft auszumachen scheinen . . . einen gewissen Luxus auch in die Wissenschaften und in die Erziehung einzumischen: Alles dieses wären vielleicht . . . hingeworfene Bruchstücke zum Bau davon." — D.

1) Anspielung auf das Sprichwort: „Sero sapiunt Phryges". — D.
2) Nach Hor., Carm., I. 3, 35. — D.
3) „Der Neujahrswunsch des Nachtwächters von Ternate" heißt ein Gedicht von Uz. Schon von Redlich bemerkt. — D.
4) Hor., Sat., I. 1, 24. 25, wo aber quid steht. — D.

Die Mode wünscht — wünscht sie denn frei?
Ach, ungereimt — stets Einerlei
 Den Weisen und den Thoren.
Sie sei'n dumm oder wohlgelahrt,
Zu küssen oder mit dem Bart,
 Klug oder hochgeboren.

Nein, freier wünscht man bei dem Wein,
Nackt wie die Wahrheit, schalkhaft, fein,
 Von Herzen, nicht vor Thoren.
Der Wein löst Zung' und Phantasie,
Macht reimreich; und kein Reim ist nie
 Beim Neujahrswunsch verloren.

Ich reim' zum Neujahrswunsche dann.
Auf Jungfern — reimt sich nichts — als Mann!
 (So sagt mir Doris heute):
Auf karge Filze — süße Herrn,
Den lieben Tod — zu Schuldenern
 Und Bräutigam auf Bräute.

Zu goldnen Tressen reimt Verstand,
Auf Schulmann — ei, nur nicht Pedant!
 Auf Tugend (leider!) Jugend.
Auf Kaufmann — Witz mit Capital!
Auf alte Spröde — Hospital
 Und ins Spital die Tugend!

Auf Mädchen Küss', auf Zeitvertreib
Nur Stutzer nicht, nicht altes Weib,
 Das reimt mit Eheplagen.
Auf Stolze — mit Respect! — ein Narr,
Auf Aerzte — ach, ist nicht Neujahr? —
 Wer wird da lange fragen!

Nehm' Jeder, was der Reim beschert!
Noch wär' zwar viel zu reimen werth,
 Doch Jeder reim' auf sich.
Zu Neujahrswunsch reimt sich Präsent,
Das ist mehr als ein Compliment,
 Und das reim' ich für mich.

Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?[1])

„In dem Angesicht wohnt der Geist!“ Diese Maxime ist seit den ältesten Zeiten gäng' und gäbe gewesen; man legt sie noch jetzt im täglichen Umgange zum Grunde seines Urtheils, und nur Die scheinen daran zu zweifeln, denen die Natur selbst eine widrige Bildung gegeben; daher hält man ihre Einwendungen für parteiisch und behält den Satz, den man hatte: „In dem Angesicht wohnt der Geist!“

Ist diese Regel allgemein wahr, so hat die Mutter Natur uns freilich kein besseres Empfehlungsschreiben an unsre Mitmenschen mitgeben können als ein vortheilhaftes Gesicht; im Gegentheile aber sind wir beklagenswerth, wenn wir bei einer nachtheiligen Bildung des Körpers nicht blos den Trost entbehren müssen, uns an der Seele schadlos zu halten, sondern auch den allgemeinen Verdacht gegen uns erwecken: „unser Geist tauge nichts“, „unser Herz sei schlecht“; warum? weil unser Leib, das Wohnhaus der Seele, so wenig reizt.

Alsdann haben Diejenigen zu triumphiren, die von der Natur durch ihren Körper geadelt sind; um den schönsten Geist kennen zu lernen, lerne man sodann den schönsten Körper kennen; man wird sich alsdann nie irren, wenn man sich nach diesem sichtbaren Merkmal des Geistes und nach diesem redenden Zeugen richtet. Alsdann aber bleibt auch Denen, die zu spät gekommen sind, da die Natur wohlgebildete Glieder austheilte, nichts übrig, als, wie es die Spartaner mit ihren häßlichen und schwachen Kindern machten, sich in den Fluß zu stürzen. Man gehe aldann in ein Hospital oder zu dem Kahn des Charon's oder in seiner Mutter Leib, um noch einmal geboren zu werden.

Ich halte es also nicht für ganz unnütz, diese Maxime, der man so sehr in seinem Urtheil folgt, zu beleuchten und einige Beobachtungen, Schlüsse und Beispiele über die Frage zu sammeln: Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?

Ich verspreche mir zu dieser Abhandlung viele Leser und

1) 1766, 10. Stück. — D.

Leserinnen: die Schönen werden mich lesen, weil sie ein schmeichelhaftes Ja auf diese Frage erwarten; die Häßlichen, weil sie sich einen Trost und ein erbauliches Nein versprechen. Die aber, so nicht schön und häßlich sind, wenigstens aus beiden sich nicht viel machen, werden allein meine unparteiischen Richter sein können. Zu der letzten Classe dürften also vielleicht nicht viele vom schönen Geschlecht gehören, wenn anders der große Frauenzimmerdichter Gellert Recht hat, wenn er sagt:

„daß es beinah kein Mädchen giebt,
Die nicht den Putz und ihr Gesichtchen liebt".[1])

Indessen unterziehe ich mich auch dem Urtheil dieser parteiischen Richterinnen mit so viel Achtung gegen den Namen: „das schöne Geschlecht", daß ich beinahe geneigt wäre, ihnen zu Gefallen den Satz mit willigen Fingern und noch willigerm Herzen zu unterzeichnen: „Die Schönheit des Körpers ist allerdings ein untrüglicher Bote von der Schönheit der Seele!" Allein zum Unglück erinnere ich mich, daß ein Richter und ein Philosoph unbestochen und unparteiisch sein oder wenigstens sich so stellen müsse; daher lege ich mein Gesicht in ernsthafte Falten und fange meine Untersuchung an.

Die Alten, insonderheit die alten Griechen, hielten so viel auf die edle Bildung des Körpers, daß ihre Weisen, unter denen ich insonderheit Sokrates und seine Schüler Plato und Xenophon nenne, dieselbe für ein Sinnbild göttlicher Eigenschaften und für Fußstapfen von der Gegenwart der Götter erklärten. Man findet im Plato ein Gespräch zwischen dem Sokrates und einem jungen Athenienser, dem Phädro, von der Schönheit, welches den Satz: „Die Schönheit des Leibes ist ein Bote von der Schönheit der Geister", mit so edler Einfalt vertheidigt, daß mir Sokrates noch immer ein liebenswürdiger Weiser bleibt.

Man höre, wie Plato die Frage beweist, über die ich schreibe. Unsere Seelen, erzählt er,[2]) sind aus dem Reiche der Götter heruntergesandt, entweder zum Lohn für ihre schon geübten Tugenden oder zur Strafe für ihre Laster. Hiernach

1) In Gellert's Erzählung „Die schlauen Mädchen" (Hempel'sche Ausg., I. S. 94) heißt es:
„Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt". — D.

2) Phaedr., p. 249. — D.

richtet sich ihr Schicksal in dieser Welt. Einer schönen Seele ward der Leib einer blühenden Mutter angewiesen, wo sie sich selbst aus dem zartesten Geblüt einen Körper bereitet, der durch seine Schönheit ihre Ehre, ihr angenehmes Wohnhaus, das Werkzeug, mit dem sie voll seliger Ruhe wirkt, und der Spiegel sein soll, in dem sich ihre Schönheit offenbart. Die bösartigen Seelen wurden hingegen in den Schooß lasterhafter Mütter gewiesen; ihr Leib sollte ein dunkler Kerker und ihr Antlitz der Spiegel sein, in dem sich die schwarze Gemüthsart des Geistes abspiegelte.

Plato mag, was er sagt, beweisen. Ich, der das glückliche Gedächtniß nicht hat, zu wissen, wie meine Seele in den Körper gekommen, enthülle dies schöne Märchen und finde in ihm den Kern folgender Wahrheit, die sehr zu meinem Satz gehört: „In dem Leibe unsrer Mütter bekommt sowol die Bildung unseres Körpers als Geistes ihre Form." Und hier muß also die Erklärung anfangen.

Es ist eine gar zu bekannte Sache, daß mit dem Geblüt der Eltern sich zugleich ihre Bildung und ihre Denkart in einigen Zügen fortpflanze. So wie es Familien giebt, die man beinahe ganz kennt, nach ihrem Gesicht und ihrem Gemüth, wenn man Drei von ihnen kennt, so ist es noch bekannter, daß die Kinder ihre Eltern meistens in ihren Augen, vor ihrer Stirn und in ihrem Gesichte tragen, dem Geist und der Bildung nach.

So wie man also Geschlechter und Racen von edlen und zugleich schönen Thieren zieht, erhält, fortpflanzt insonderheit dadurch, daß man sie vor der Vermischung bewahrt, so könnte ja auch das schöne und edle Geblüt unter den Menschengeschlechtern sich erhalten und gemeinschaftlich fortpflanzen. Hat es doch Völker gegeben, bei denen Adel des Geistes und Schönheit des Körpers beinahe ein unterscheidendes und allgemeines Merkmal ihres Charakters gewesen; und giebt es doch noch Völker, bei denen die Schönheit und Häßlichkeit nichts Seltnes ist, weil eine von beiden allgemein ist. Irre ich mich nicht, so habe ich diesen Einfall mit andern und weitern Wendungen im Montesquieu, Montaigne und Beaumelle gelesen.

Jetzt sollte ich mich über die Fragen der Philosophen einlassen: ob unsre Seele mit dem Körper zugleich wie eine Weinrebe sich fortpflanze, wie ein Theil in den andern wirke, und so weiter; allein da diese Fragen noch immer zu den Ge-

heimnissen gehören und zu meinem Zwecke sich nur von der Seite nähern, so überlasse ich jedem meinem Leser, diese Lücke in seinen Gedanken vollzufüllen, wiefern mein Weg auf sie stößt; ich aber fahre fort.

In dem Leibe der Mutter hängt die Bildung des Körpers und der Seele gemeinschaftlich von einerlei Dingen, Zufällen, oft Kleinigkeiten ab und muß sich also ähnlich werden. Dieselbe Leidenschaft, die das Blut der Mutter in Gährung und Unordnung setzt, macht den Leib des Kindes ungesund und legt den Geist desselben in eine Falte, die nachher sehr Vieles in seinem Charakter bestimmt. Ich will hier auf einzelne Fälle verweisen, die wir aber jetzt zu selten bemerken, weil in unsrer Zeit der gewöhnlichste Charakter der Bildung Schwachheit ist, Schwachheit an der Seele und im Körper. Dieselben großen Leidenschaften, die in ihrem höchsten Grad Mißgeburten hervorbringen, verursachen in einem niedrigern Maß die unregelmäßigen Bildungen, die in der Seele und im Körper beinahe stets parallel sind.

Wenn hingegen das Gewächs des menschlichen Leibes ohne einen Sturm der Leidenschaft und ohne schwächende Stockungen des Bluts zu seiner Reife kommt, so hat die Seele, die in diesem freien Wohnhaus sich nach ihm bildet, eben einen Ort, sich in die Höhe und nach allen Seiten auszudehnen; und in einer zwanglosen Ruhe sammelt sie sich aus dem Schlummer ihres vorigen Zustandes zu den ersten sanften Empfindungen, die natürlich viele Folgen ihres neuen Lebens bestimmen.

Die alten Lacedämonier warfen ihre schwachen Kinder weg, weil sie auf ebenso schwache Seelen schlossen, so wie allemal der Kranke kleinmüthig und der Großmüthige auch in seinem Tode gesund ist. Sie thaten ohne Zweifel auch schon politisch Unrecht; aber man kann ihren Fehler doch aus ihrer kriegrischen Verfassung noch wenigstens erklären, da Stärke des Leibes über Alles galt; wenn aber in unsern schwachen Zeiten Wegelin*) ihre Stärke nachzuahmen sucht und Rousseau**) sich nicht sehr abgeneigt bezeigt gegen diese Kinderprüfung, so ist ja die Vergleichung unleidlich.

Indessen haben sie doch bis auf den Punkt Recht: „Schwache Körper geben schwache Seelen“, und ich lasse mir nicht ent-

*) Wegelin über die Gesetzgebung des Lykurgus. — H.
**) Rousseau, Emile, Theil I. — H.

gegenrufen: „Siehe diesen schwachen Mann, dies Gerippe und seine starke Seele; siehe diesen großen Mann, den ein Wind umwehen kann!" Ich gebe Alles das zu und sage blos: „Mein Freund, hat Diesen die Natur schwach am Körper gebildet? und hat nicht statt der Natur die Kunst seinen Geist erhoben?" Dies ist die leichtste Frage; die schwerere würde sein: „Was ist seine Größe? vielleicht eben eine Folge von der Schwachheit seines Geistes? und was ist seine Schwachheit des Körpers? vielleicht eine Folge von Fehlern, die blos der Starke thun konnte?" Hier sprechen wir von Natur, nicht Kunst.

Im galanten süßen Gespräch hört und spricht man nichts als Ausnahmen; nach Ausnahmen und über Ausnahmen urtheilt man, um mit einem beständigen höflichen: „Aber im Gegentheil!" nichts zu sagen und auszumachen. Wer sich nicht blos die Zeit vertreiben will, schließt nach der Mehrheit der Fälle, um aufs Allgemeine und Gewisse, wenigstens aufs Wahrscheinliche zu treffen.

Siehe jenen Mann, dessen starker Körper von seiner starken Seele zeigt: einförmig ist der Umriß seines Körpers, in seiner Gestalt ist wohlgebildete Form, Freiheit in der Stellung, Macht in der Brust, die Leichtigkeit in den Beinen, die Stärke in den Schultern; so wird auch sein Geist sein, der sich mit diesem Körper geformt hat. Siehe, Aufrichtigkeit ist in seiner Stirn, die Vernunft zwischen den Augen, die Gesundheit in seinen Wangen, die Lieblichkeit auf seinem Munde, sein männliches Feuer in den Augen: siehe, das ist der Spiegel seiner Seele!

Siehe dieses Frauenzimmer, und ihr schöner Körper ist muthmaßlich ein Sinnbild von der Schönheit ihrer Seele. Das sanft gesenkte Profil ihres Gesichts, die zarte Völligkeit ihrer Bildung, die geistige Natur in ihrem ganzen Wesen verkündigen einen ebenso schönen Geist. Siehe, dieser wohnt in ihren Augen, auf ihrer Stirn, den Wangen, den Lippen. Der Verliebte wird sagen: „Das sind die Augen der Pallas, die Stirn der Juno, die Lippen der Suada, die Wangen der Grazien, die Augenbranen[1]) der Venus!" Wir wollen Alles das nicht sagen; aber daß ihr Körper nicht die Muthmaßung zu einer schönen Seele sei, wird auch der Kälteste nicht leugnen.

So ist also in diesem Betracht die Schönheit des Körpers mit der Schönheit der Seele verwandt; denn Beides sind Zwillinge, die zusammen gebildet werden.

---

1) Vgl. Herder's Werke, X. S. 11, Anm. *. — D.

Wo die Natur also nicht schöne Körper hervorbringen kann, da sind auch die schönen Seelen fremde. Unter den Negers sind die Menschen nicht blos mit ihren Lippen, sondern auch am ganzen Körper Brüder der Affen, und sind's noch mehr an Geist. Hume sagt: „Noch nie ist ein Genie unter ihnen bekannt geworden",[1]) und es ist bekannt gnug, daß sie die Affen für Menschen halten, die aus Faulheit nur nicht sprechen, um nicht arbeiten zu dürfen. Sie erkennen also ihre Verwandtschaft selbst, die überdem aus physischen Ursachen noch näher wird; kurz, dieselbe Natur, die ihre Köpfe bei der äußern Bildung zu früh aus der Hand warf:

„Da ihre Form sich erst aus grobem Leim gebar",

die wurde auch bei der innern Bildung verdrießlich und warf sie fort:

„Da zum Gehirn noch kaum der Kasten fertig war".

Ein Gleiches gilt von den kalten Zonen. In Grönland sind Männer und Weiber nicht zu unterscheiden, weil sie gleich häßlich sind, und es ist bekannt, daß so wie die Form ihres Körpers kleinlicht und ungestalt ist, so ist ihr Geist auch eingeschränkt, abergläubisch, dumm und klein. Nur die mittlern Gegenden sind die Werkstätten der Natur, wo sie die Schönheit des Körpers und Geistes gemeinschaftlich zur Reife bringen, ausbilden und erheben kann.

Ein großer Mann unsrer Zeit, ja vielleicht der größte in der Kenntniß der Alterthümer und der antiken Schönheit, der Präsident Winckelmann*) in Rom, hält Griechenland und Italien blos für Gegenden, wo die Natur das Schöne ganz und gar ausbilde, jenseit der Alpen gäbe es auch in den schönsten Gesichtern nur hingeworfene und halbvollendete Züge. Ich überlasse es dem genannten Abt,[2]) diese Bemerkung gegen das schöne Geschlecht seiner Landesleute, der Deutschen, zu behaupten. Mein Problem wird von seinem schönen Ideal nur sofern berührt, daß, wenn unsre nordliche Natur nicht die Schönheit der Körper völlig reifen kann, sie eben auch die Empfindung und den feinen Sinn an der Schönheit nicht reifen könne. Wir würden also gegen diesen Mangel der Schönheiten durch eine Unempfindlichkeit und gewisse nor-

*) S. Geschichte der Kunst des Alterthums. — H. [Winckelmann hatte die Oberaufsicht aller Alterthümer in und um Rom erhalten. — D.]

1) Auf ihn beruft sich auch Kant, Bd. IV. S. 458 (Rosenkranz). — D.
2) Wie man Winckelmann gewöhnlich in Italien nannte. — D.

dische Strenge schadlos gehalten, die uns im Ganzen mehr vortheilhaft als nachtheilig sein dürfte; nur so unbeträchtlich das Letzte gegen die gepriesenen Länder sein dürfte, so wenig würde auch das Erste bemerkbar sein.

In der Erziehung wird es bis auf eine gewisse Stufe noch immer der Erfahrung gemäß, daß Körper und Geist in ihrer Bildung sich parallel bleiben. Die Amme, die das Geblüt des Kindes vergiftet, ändert oft seine ganze Bildung und giebt dem Geiste desselben oft eine Form, die man vielleicht nie ganz zurückbilden kann. Das Kind, dessen Miene des Gesichts durch ein langwieriges, strenges und bittres Schreien sich verzerrt und endlich diese Caricaturfigur in seine Züge einprägt, bekommt sehr oft eine ebenso widerliche und unumgängliche Wendung des Geistes. Jener Mensch, der sich von Jugend auf durch eine unleidliche Verzärtelung eine weibische Bildung gegeben, wird sicherlich eben den Geist haben. Dieser, dessen Körper sich nach einem barocken Geschmack lange Jahre formt, hat seiner Seele wahrscheinlich eben diesen Geschmack mitgetheilt. Die Talepoinen und Fakirs in Indien, sehr andächtige Priestergeschlechter, tragen die heilige Betrügerei so gut in der gerunzelten Stirn und in den niedergeschlagnen Augen als im finstern und tückisch-gefalteten Herzen: die Heiligkeit wird ihnen so wie den Marabuten in Afrika erblich.

Unser Charakter des Körpers und der Seele bekommt im zwanzigsten Jahre Haltung; und so wie man alsdann seine Gesichtszüge schwerlich ändern kann, so hält es noch schwerer, der Seele anderen Schwung zu geben und ihre Bildung zu verändern. Es sei denn, daß eine tägliche Mühe, eine große List und ein unabläßiger Fleiß, große Zwecke auszuführen, die Natur überwindet. Ich habe bis jetzt allgemein einen nahen Anschein von Möglichkeit gezeigt, daß die Schönheit des Körpers ein Zeuge von der Schönheit des Geistes sein kann. Jetzt näher!

Das Wort Schönheit ist im gemeinen Verstande so schwankend, unbestimmt und vieldeutig, daß nicht blos Nationen, sondern auch einzelne Menschen ein Ideal der Schönheit ihrer Einbildungskraft eindrücken, das vielleicht oft eine schöne Grille des Eigensinns wird, meistens aber eine Zusammensetzung von den Zügen ist, die auf uns einen Eindruck machten, als sich unser Geschmack formte und bildete. Von diesem ersten mächtigen Eindruck hängt, nach der Beobachtung des Montesquieu,*)

*) Ueber den Geschmack. – H. [Vgl. auch Kant, a. a. O. S. 438. – D.]

der verliebte Eigensinn ab, der hier ein kleines Lispeln, dort ein Grübchen auf dem Kinn und hier ein kleines Blatternmaal auf der Wange entzückend findet, weil es mit dem Idealbilde übereinkommt, das sich in unsre Phantasie von Anfange sogleich einwebte.

Indessen lassen sich, wenn wir den Geschmack des gemeinen Lebens durchsuchen, alle Urtheile vielleicht auf folgende drei Arten bringen.[1] Der niedrigste Geschmack läßt sich an der bloßen Völligkeit begnügen und urtheilt höchstens nach Munterkeit und dem Anstrich der Wangen; der feinere erhebt sich, um Regelmäßigkeit bis in den feinsten Zügen zu empfinden; der dritte ist auf die geistige Schönheit aufmerksam, die sich in den Augen, den Wangen und den Stellungen und Nüancen des ganzen Körpers entdeckt. Wiefern sind diese drei Stufen Zeugen von der Schönheit der Seele?

Die meisten Menschen sind weder schön noch häßlich, und diese große Mittelgattung dient gleichsam dem Ganzen zur Festigkeit und erhält den Stamm der Geschlechter. Ein guter, nicht übelgebildeter Mann, der in der Welt ist, um zu thun und um zu genießen, der sein Thun selten bis zum Denken und sein Genießen selten zur feinen Empfindung erhebt, hält das für Schönheit, das zu diesen tüchtigen Zwecken bequem ist. Bei den Nationen, die das andre Geschlecht blos zu den genieß- und nutzbaren Sachen zählen, die ihre Häuser bevölkern und anordnen sollen, bei diesen gilt muntre Dauerhaftigkeit, die nur nicht widerlich ist, statt aller körperlichen Reize, und ein guter, gesunder Haus- und Küchenverstand statt aller Schönheit des Geistes. Man sagt, daß diese beiden Gattungen von Schönheit also das erste Paar ausmachen sollen: sie sind beide nicht fein, aber stark und nützlich; denn das Feine verraucht oder zerbricht leicht.

Wenn diese erste Classe von Geschmack sich noch genauer erklärt, so findet sie die Schönheit in der Farbe — etwas, was zwar immer die Schönheit erhebt, aber nie sie ausmacht. So wie eine gewisse Sprache ein schönes und ein rothwangichtes Mädchen für einerlei hält, so wird ebendieselbe Sprache „Schönheit und gesetzte Lebhaftigkeit des Geistes" für einerlei halten. Ueberhaupt ist das weiße Teint ein Sinnbild der Unschuld und die rothe Farbe ein Zeichen der Munterkeit; daher ist selbst bei dem schwarzen Neger sein Mädchen wenig-

1) Vgl. Kant, a. a. O. S. 435 ff. — D.

stens nußbraun, wenn es schön sein soll, und der weiße Gott ist bei ihm, ohngeachtet er ihn für fremde und seinen Feind hält, doch immer der gute Gott.

So wie ich gesagt, daß das bloße Teint, der Franzose mag es mit so vielen Namen benennen, als er will, er nenne es fraîcheur, coloris, incarnat, vermeil u. s. w., nie an sich die Schönheit ausmacht, so verliert's eben hiedurch auch sein Recht, „ein Bote der geistigen Schönheit zu sein". Die rothe Farbe bedeutet oft am Körper und Geist eine ungesunde Munterkeit; eine weiße Lilie verwandelt sich oft in eine gelbe, und noch öfter gehört sie zu denen, die da wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht; sie sind da, sich in die Herrlichkeit Salomon's zu kleiden.[1])

Da der zweite Grad, die feine regelmäßige Bildung, eigentlich die Schönheit ausmacht, so kann diese insofern ein guter Bote sein, daß sie einen ebenso regelmäßigen Geist verspricht, der vielleicht stille wie ein stilles Meer an einem Sommerabende, sanft, keiner großen Leidenschaft fähig, sie sei gut oder böse, kurz, eine Denkart und Herz verspricht, die ruhig, abgewogen und ordentlich sind. Die Gründe dazu sind vorher angeführt, nur daß sie freilich nichts mehr als eine Muthmaßung versprechen, und so wie ein gewisser Schriftsteller diese regelmäßige Bildung, wenn sie nicht durch geistige Reize belebt wird, eine Statuenschönheit nennt, so dürfte auch die Regelmäßigkeit des Geistes, die ihre Begleiterin sein soll, ebenfalls die Anlage zu allem Schönen sein können, aber sehr oft blos Anlage bleiben. So wie diese Bildung von außen allein für das Auge ist, so gehört sie auch von innen, wo nicht unter die stummen, so doch unter die stillen Reize, die ein geistiges Vergnügen nie stören, aber auch selten beleben werden.

Vielleicht steht es hier am rechten Ort, daß die größten Männer meistens von unregelmäßigen Zügen gewesen sind, weil die Leidenschaft, die sie zur Größe erhob, zugleich frühe diese Bildung verursachte. Hingegen die schönen, süßen Herren, denen das Porträt ihres Körpers beständig ihre Seele ausfüllt, sind gemeiniglich auch nur geboren, sich mit dem Gedanken herumzutragen, zu nähren, zu ergetzen: „Ei, wie schön bin ich doch!" Julius Cäsar trug zwar stets das Bild der Venus bei sich, deren Sohn er sein wollte; allein er wird es meistens nur den Damen gezeigt haben; auf dem römischen

1) Matth. 6, 28 f. — D.

Rathhause und in den dreihundert Schlachten, die ihn zum großen Mann machten, hat er wahrhaftig nicht dran gedacht, daß er auch ein schöner Mann sei — aber freilich nach den Triumphen desto mehr.

Die dritte und höchste Stufe der Schönheit ist der geistige Reiz, die Anmuth und Grazie, die alles Vorige belebt und also auch das größte Recht wahrscheinlich vor sich hat, eben den Reiz des Geistes anzukündigen. Personen von dieser Schönheit pflegen daher in beiden Geschlechtern die schönen Künste und Wissenschaften zu lieben, für die Vergnügungen und Abwechselung geschaffen zu sein und aus einerlei Fülle des Herzens hier bei einem Trauerspiel oder einem Oratorium zu weinen, dort bei einem Lustspiel und einem lebhaften Witz in der Gesellschaft zu lachen. Dasselbe schmachtende blaue Auge, in dem jetzt eine mitleidige Thräne schwimmt, wird auch zur andern Zeit in Wollust schwimmen können; dasselbe feurige Auge, das jetzt beherrscht, kann auch drohen; dieselbe süße Lippe, die jetzt mich entzücken läßt, wird sich auch für Verachtung erheben können, und der nette Fuß, der sich jetzt im Tanz so leicht hebt, so behende wirbelt, so sanft rauscht, wird mit derselben Leichtigkeit und Behendigkeit vor Unwillen rauschen und stampfen können. Dieselbe reizende Miene, die jetzt bezaubern kann, kann ein andermal mit ebenderselben Leichtigkeit spotten. Und überdem, so wie das Sanfte sehr leicht ins Tändelnde ausartet, so geht dieser süße Reiz unvermerkt in eine schöne Artigkeit über, die man eine Koketterie im feinen Verstande nennt.

Nun nehme man Alles zusammen: wie ist die Schönheit des Körpers ein Bote von Schönheit der Seele? Höchstens von der Schönheit, die Gesundheit, Munterkeit und Feuer im Denken, die ein empfindbares und gefühlvolles Herz, die eine Anlage zur moralischen Güte weissagt. Wer aber aus der Schönheit auf einen tiefen Verstand, auf eine starke und wirklich tugendhafte Seele schließen will, wird zehn falsche Schlüsse gegen einen wahren begehen.

Daher darf auch das männliche Geschlecht sich um die Schönheit des Körpers nicht trostlos grämen; denn es macht nicht sowol auf eine schöne als auf eine starke, edle und große Seele Ansprüche und sucht diese nur durch Schönheit zu erheben.[1]) „Wollt Ihr mich nicht schön finden, so will ich Euch zwingen, mich hochzuachten“, so kann ein Mann sagen,

1) Vgl. Kant, a. a. O. S. 426 f. — D.

wenn hingegen das schöne Geschlecht die noch sicherere Macht hat, daß auch der ernsthafte Mann sie wegen eines schönen Körpers und einer schönen Seele lieben muß. Ein Mann, der an Körper und Seele schön wie ein Weib sein will, ist ebenso unleidlich als eine Henne, wenn sie kräht; bei ihm heiße es: „der Adel des Körpers zeige vom Adel der Seele".

Ueberhaupt bleibt dieses Kennzeichen nur noch immer wahrscheinlich. Sokrates hatte eine Bildung des Körpers, die einem Physiognomisten Gelegenheit gab, ihn vor den Lasterhaftesten auszuschreien. Sokrates' Zuhörer pfiffen ihn aus; aber ihr Lehrer gab ihm Recht: „Das Alles wäre ich geworden, wenn mich nicht die Weisheit gebessert hätte."[1]) Und freilich hat man zwar Kraft und Gelegenheit gnug, seine Seele, nicht aber seinen Körper umzubilden.

Im Gegentheil aber kann auch ein Betrüger und eine Betrügerin so sehr den Reizen der Natur durch lange Uebung und Mühe nachäffen, daß endlich der Trugschluß entsteht: „Dieser Pfau ist so schön; wie schön wird er singen! Diese Nachtigall singt so schön; wie schön wird sie schmecken!"

In seiner Einschränkung würde also unser Problem heißen: „Die Schönheit des Körpers (Regelmäßigkeit und Grace) ist ein wahrscheinlicher, aber nicht untrüglicher Bote von der Schönheit der Seele, wenn diese nicht wirkliche Größe und moralische Güte, sondern nur eine leichte und fühlbare Anlage dazu bedeutet."

Ich würde hier schließen können, wenn ich nicht einige Folgerungen hinzusetzen wollte, die das Gesagte mehr zur gewohnten Sprache des gemeinen Lebens zurücksetzen.

„Der Schluß aus dem Gesicht auf das Herz" ist immer trüglich und sollte nie gehört werden. Unsere Gesichtszüge bilden sich in den Jahren der Jugend, da uns unser Herz noch wenig selbst überlassen ist; und sollte also auch eine nachtheilige Uebereinstimmung zwischen Beiden sein, so hat ein Menschenfreund lieber die Entschuldigung fertig: „Da Dieser sich in seine Gewalt bekam, so wird er ja seine Moralität haben umbilden können, allein sein Gesicht war schon geformt; warum soll der Arme einen nachtheiligen Schluß zum Voraus erwecken durch etwas, das nicht in seiner Gewalt stand, zu ändern?"

Der Schluß von dem Gesicht auf die wirkliche Geschicklichkeit, Größe und Stärke des Geistes ist auch noch trüglich. Das Vortheilhafte der Züge kann höchstens nur Anlage und

1) Cic., Tusc., IV. 37, 80. — D.

Fähigkeiten zu dieser Größe weissagen; ob aber die Anlage ausgeführt und zur Vollkommenheit erhoben wurde, ist ganz was Anders. Der Dumme, der etwas sein will, giebt sich eben mit vieler Mühe die wichtige Miene eines Gelehrten, Klugen, Lebhaften und Tiefsinnigen, da die größten Leute gemeiniglich in ihrem Gesicht, Miene und Anstande so schlecht und recht sind, daß ihre schöne Seele wol nicht im schönen Körper glänzen will.

Aber von natürlicher Fähigkeit, sofern sie nicht erworben ist, von einer natürlichen Empfindbarkeit, die aber damit noch nicht moralische Tugend geworden, von der Art der Erziehung und von dem, was man gerne sein will, davon kann die Miene zeigen, kurz, von dem Charakter der Seele, insonderheit im Umgange, wenn ich das Wort Charakter nur in dem leichten französischen Sinn nehme, da es weder die ganze Denk- und Gemüthsart, sondern nur die unterscheidende Wendung beider Stücke bedeutet. Da die Franzosen nun insonderheit durch ihre Cultur des Umganges aufmerksam sind, die Seele in den Nüancen des Körpers gleichsam zu erhaschen, so drückt auch ihre Sprache diese Worte, „wie die Seele durch den Körper spricht", sehr fein aus. Im Deutschen wird es schwer sein, ein air sombre, morne, contraint, gauche, soucieux, ein visage, blafard, rebarbatif, refrogné, opilé und rechigné, eine prude, bellâtre, précieuse, coquette, grimacière, minaudière, einen petit-soin, musard, bavard, folâtre u. dergl. ohne Umschreibungen mit einem Zuge zu bestimmen.

Ueberhaupt findet unsre Einbildungskraft in den Gesichtszügen mehr, als die Natur meistens in sie gelegt hat, und meistens so viel, als man finden will. Wenn ein verliebter Petrarch in den Augen seiner Laura so viel Merkwürdiges findet, daß er einige Bücher voll Sonnette schreiben kann; wenn Winckelmann auf den Flügeln seiner Einbildungskraft in der Statue des Apollo im Belvedere zu Rom so unendliche Schönheiten geistiger Gottheit findet, daß er sich bis zur Entzückung erhebt:[1]) so muß man Einem, der in dem Körper Andrer so viel Geist, so viel Schönheit der Seele wahrnehmen kann, Glück wünschen und ihn nicht irre machen. Jeder urtheilt nach seinen Augen, und warum will ich den Andern vom süßen Traum aufwecken, wenn dieser ihn vergnügt?

---

1) Geschichte der Kunst, XI. 3, 11. — D.

Die Ausgießung des Geistes.

Eine Pfingstcantate.

Vorläufige Abhandlung, die den Gesichtspunkt dazu bestimmt.[1])

Wir gehen einem Fest entgegen, das der Einweihungstag der Kirche Jesu heißen kann und in mehr als einer Absicht feierlich, herrlich und ehrwürdig geworden ist.

Der Erlöser war seit 50 Tagen in den Augen seiner Feinde für todt, für unterdrückt, für überwunden gehalten; die Fabeln von seiner Entwendung aus dem Grabe schienen Bestätigung zu finden, da er sich nicht mehr zeigte und selbst seine Schüler und Zeugen sich den Augen der Welt verbargen und in verschlossne Gemächer flohen. Ohne Zweifel jauchzte die Synagoge in Jerusalem schon: „Triumph! er ist verschwunden! seine Bekenner zittern! Nie soll er uns wieder zu schaffen machen!"

Selbst die Jünger Jesu wurden kleinmüthig und voll Zweifel: „Wie, er hat uns bald seinen Geist versprochen; er hat sich in die Wolken geschwungen, um uns vom Vater Trost zu senden: wo bleibt der Tröster? Unsere Verlegenheit steigt aufs Höchste! die Feinde jauchzen und siegen! wir müssen sehen und seufzen und schweigen. Oder soll es mit seiner Sendung und Wundern gar ein Irrthum gewesen sein? Ist er in den Wolken verschwunden? oder sitzt er oben zur Rechten des Vaters, wie er uns gesagt hat, und kann uns vergessen? Unser Lehrer, Freund und Bruder — nein, unmöglich kann er uns vergessen."

Eben war ihr Kampf der Seele aufs Höchste gestiegen, und die Hilfe kam! der Geist erschien und machte die Religion Jesu mit einem Mal vor den Augen einer kleinen Welt glänzend und prächtig. „Die unwissenden Galiläer sprechen gelehrt; die stummen Jünger werden beredt und wortvoll; es flammt das Bekenntniß aus ihrem Munde. Die Zitternden und Furchtsamen werden kühn, um einem versammelten Jerusalem zu sagen: ‚Den Herrn der Herrlichkeit habt Ihr gekreuzigt.' Die Ohnmächtigen thun vor den Augen der Welt

1) 1766, 12. Stück. — D.

Wunder; sie reden ungelernte Sprachen; sie geben Andern die Gabe der Sprachen, die Gabe der Wunder. Wenn das ein Irrthum, wenn das ein Betrug, wenn das eine Trunkenheit ist: Himmel! so kann Niemand mehr seinen Sinnen und seiner Vernunft trauen."

Nun fing sich die neue Herrschaft Jesu an; denn sein Bote war da, der ihn in seinem Glanze zeigte. Von ihm begeistert, reden die Apostel der ganzen Welt das Wort von Jesu; von ihm durchdrungen, zeugen sie vor Königen und Fürsten freimüthig; von ihm gestärkt, trotzen sie den Drohungen und Qualen, den Ketten und den Marterpfählen; von ihm getröstet, umarmen sie den grausamsten Märtrertod mit Entzücken als ihren Freund, der sie Jesu ähnlich macht. Ein redlicher Mann, der sein Zeugniß mit Blut und Tod besiegelt, verdient der nicht Glauben? und hier zeugen Schaaren redlicher Männer.

Die Lehre des Geistes siegt, wohin sie dringt, und die 3000 Bekehrten des Pfingstfestes sind blos die Erstlinge von ganzen Völkern und Nationen. Wenn die Feinde der Religion die schnelle Fortpflanzung der Lehre Mahomet's der Ausbreitung unsrer Kirche entgegensetzen, so sieht Jeder, daß sie blind sein wollen. Mahomet bekehrte mit Feuer und Schwert, die Apostel nicht mit menschlichen Waffen, sondern mit Beweisung des Geistes und der Kraft; Jener machte seine Religion zum Mischmasch aller Religionen, um sie bei einer jeden einzubetteln, die christliche Lehre sprach dem jüdischen und heidnischen Aberglauben auf einmal Hohn, sie hatte das Interesse der Priester und die Macht einer eingewurzelten Gewohnheit, sie hatte den weltlichen Staat und den abergläubischen Privatmann wider sich — und siehe, sie siegt! Mahomet nahm die Schooßsünden seiner Gegenden in seiner Religion auf, die Lehre Jesu raubte der Welt ihre zärtesten Lieblingslaster — und doch siegte sie; jene wuchs durchs Schwert, diese wie ein Palmbaum unter dem Druck der Tyrannen. Noch in zehn Gesichtspunkten ist zwischen beiden ein himmelbreiter Unterschied.

Auch für uns ist das Pfingstfest ein Freudenfest, da das Wort des Geistes selbst bis in unsern nordischen Winkel der Erde gedrungen und uns eine reinere Erkenntniß, eine geläuterte Moral und heitere Aussichten in die Zukunft zugebracht hat. Wer die Blindheit und das Elend der Heiden auch nur aus Alterthümern oder Reisebeschreibungen kennt, wird es mit

der tiefsten Verehrung erkennen, was die christliche Religion für den Staat und für die Wissenschaften, für das Wohl der Bürger und für das Herz der Menschen für eine Glückseligkeit sei.

Ja, da die Haushaltung Gottes in seiner Kirche noch bis jetzo fortdauert, so wird die Sendung des Geistes dem Anbeter Jesu noch schätzbarer. Nicht Wundergaben, nicht fremde Sprachen, aber Licht in der Seele, Trost und Kraft im Herzen, das sind noch jetzt die Wirkungen des Geistes, der im Leben unser Besserer und im Tode unser Tröster sein muß.

* * *

Dies ist der allgemeine christliche Gesichtspunkt der Wahrheiten, die dem folgenden Gedichte zum Grunde liegen; jetzt erlaube man mir, einige meiner Leser gleichsam auf die Seite zu führen und ihnen einen andern anzuweisen, in dem ich als Dichter gelesen zu werden wünsche.

Wenn irgend eine Materie auf allen Reiz der Dichtkunst und der Musik Ansprüche hat, so ist's die Religion. Wir müssen uns schämen, wenn wir Griechen und Römer lesen, wie sehr sie ihre mythologischen Fabeln durch Dichtkunst und Musik verbrämt haben — und **wir** bleiben nach, da unsre heilige Religion uns die prächtigsten Süjets, die wunderbarsten und rührendsten Begebenheiten mit so hellen Farben schildert, daß Poesie und Tonkunst nur von ferne stehen, zitternd nachahmen und ihre Versuche zu den Füßen der Offenbarung legen müssen.

Ferner: Die Cantate ist so sehr in dem Innersten der Poesie und unserer Empfindung gegründet, daß ich eine glückliche Cantate unter den übrigen Dichtarten gleich nach dem Heldengedicht und dem Drama setze. Wenn in den Recitativen eine Begebenheit mit allen Farben der Dicht- und Tonkunst gemalt wird; wenn die Arie es erreicht, Empfindungen und Gespräche des Herzens in aller Stärke auszudrücken; wenn Chöre und Choräle diese Empfindung der Brust darauf zu einem vollen Bekenntniß des Mundes erheben können: so wird, wie ich glaube, das Ganze einer Cantate, wo alle diese Stücke nach Symmetrie und Eurhythmie zusammengesetzt sind, doch gewiß ein poetisches Genie fordern, das mehr als Verse machen und Reime zählen kann; das sowol den Pinsel des Malers als die Sprache der Empfindung, so gut den Wohlklang der Dichtkunst als der Musik in seiner Gewalt haben muß.

Ramler hat die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu unnachahmlich besungen, aber die Sendung des Geistes nicht! Sollte dieser Gegenstand nicht auch der musicalischen und poetischen Muse würdig sein?

Lieberkühn hat ihn besungen; aber Lieberkühn? Wenn ich meine Leser erinnere, daß dies der Uebersetzer ist, der uns den griechischen Theokrit, Moschus und Bion,[1]) den lateinischen Virgil und den französischen von Bar im Deutschen verhunzt hat; daß er der witzige Autor der Arzeneien und jener schale Seelenschläfer in den Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens[2]) ist: so wird ihnen wol nicht sehr nach seiner Cantate verlangen. Ich habe sie vor einigen Jahren in den Sittlichen Gedichten[3]) gelesen, aber so, daß ich sie jetzt nicht noch einmal habe lesen wollen, weil seine Sprache der Empfindung meistens Nonsens und sein Musicalisches eine Häufung von harten Silben, von l, m, n, r, und sonst wenig mehr ist.

Da Deutschland an Tonkünstlern bereits Italien und Frankreich übertrifft, so sollten seine Dichter auch der Tonkünstler würdig werden und den Vorwurf: „deutsche Härte, rauhes Ohr der Deutschen!" entfernen. Allein wenn Brockes einen Telemann, Ramler einen Graun, Zachariä einen Fleischer und Clodius einen Hiller verdient hat, so dürften noch immer Tonkünstler sein, denen Cantatendichter fehlen.

Da das gegenwärtige Blatt meistens blos für unsere Gegend bestimmt ist, so ist die folgende Cantate zufrieden, wenn sie nur den Beifall der hiesigen Kenner der Tonkunst und insonderheit eines Müthel's erhält, den auch auswärtige Gegenden in seinen Compositionen schätzen. Ja, da der feine musicalische Geschmack überhaupt an unserm Orte blüht, so würde ich mich freuen, wenn ich eben durch das Gefallen auch erbauen könnte!

---

1) Von Lessing in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (Werke [Hempel'sche Ausg.], XIII. 1. S. 171 ff.) beurtheilt. Nach weiterer Besprechung des von Lieberkühn „verhunzten" Theokrit heißt es dort: seine Uebersetzung tauge zu weiter nichts, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine beßre zu liefern. — D.

2) „Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens", zwölf Bände, deren erstes 1753 erschienenes Stück Lessing anzeigte (Werke, XII. S. 501 f.). — D.

3) „Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths". Berlin 1758, S. 217 ff., ohne Namen des Verfassers erschienen. — D.

Die Ausgießung des Geistes.

Eine Pfingstcantate.[1])

Chor.

Herr, wie lange
Willst Du unser
So gar vergessen,
Daß unsre Feinde jauchzen können:
Wo ist nun Euer Gott?

Recitativ.

Hat Jesus seine Waisen ganz verlassen,
Ihr Busenfreund,
Der oft um sie und nie um sich geweint,
Der ihnen Trost und Retter in Gefahr
Und Rath und Lehrer war?
Hat er denn seine Brüder ganz und gar
In ihrer Angst verlassen?
Der bang von ihnen schied, um ihnen Trost zu senden,
Um den sie zärtlich weinen,
Nach dessen Trost sie winseln,
Um den sie zittern müssen, kann er sie,
Die Tauben, die ihm girren, kann er die
Des Geiers Klau'n, der Feinde Händen
Grausam überlassen?
Nein, Menschenfreund, das kannst Du nie!

Arie.

Siehst Du nicht von Gottes Rechte
Deine Brüder, Deine Knechte
Zittern, schmachten mitleidswerth?
Bist Du in der Luft verschwunden?
Freund, sind Deine Heldenwunden
Nicht mit Sonnenglanz verklärt?
Drum so schau von Gottes Rechte:
Deine Brüder, Deine Knechte
Zittern, schmachten mitleidswerth!

Recitativ.

Doch wie? Welch donnerlautes Brausen füllt

---

1) Nur den Anfang und Weniges aus der Mitte hat Herder bei der Pfingstcantate von 1773 (Werke, I. S. 527 ff.) benutzt. — D.

Das Haus, wo sie verschlossen zittern!
Ist Gott in diesen Ungewittern?
Er ist's! Jehovah's Geist, in Flammen eingehüllt!
Er ist's! Seht, ihre Zungen flammen!
Ein Volk aus hundert Völkern stürzt zusammen
Und staunt! „Wie, fremde Sprachen sprechen sie?
Die Stummen, Zitternden, Stammelnden, die?
Wie? trunken? — Trunken sind sie nie!
Hört Ihr nicht? Unsre Sprache fließt
Verschönert von der Galiläer Munde!
Sie singen, jauchzen, unaussprechlich sprechen sie —
Die Stummen, Zitternden, Stammelnden, die!"
Mit Millionen fremden Zungen
Wird Gott der Höchste — und wie hoch! — besungen.
O, staunt und jubelt! Göttlich ist
Diese Wunderstunde!

Arie.

Singt, Stumme! denn die Stummen singen.
Frohlockt, Ihr Blöden! Blöde schwingen
Zu Gott hoch ihren Jubel empor.
Auf, werdet mit ein Chor!
Triumph! die Hoffnung ist erfüllet,
Der Geist ist da, die Furcht gestillet!
Der Herr ist König! er ist Dein!
Du wirst sein Reich, o Erde, sein,
Ein Himmel wirst Du sein!
Singt, Stumme! denn die Stummen singen.
Frohlockt, Ihr Blöden! Blöde schwingen
Zu Gott hoch ihren Jubel empor.
Auf, werdet mit ein Chor!

Tutti.

Gott gießt seinen Geist
Ueber alles Fleisch!
Söhn' und Töchter weissagen,
Und Greise sehn Gesichter!

Recitativ.

Ich seh', ich sehe schon: die Boten Jesu fliegen
Voll Muth in alle Welt — und kriegen
Mit Götzen — Lastern — Nacht! — und siegen,

Wohin ihr Geist des Mundes dringt!
Ihr Busen wallet! Blut und Seele ringt,
Blut, Seele, Leben ihrem Herrn zu weihen!
Ihr Mund entbrennt von heil'ger Gluth,
In Millionen Herzen Gluth zu streuen!
Ich seh'! ihr Geist wird Geist und Muth!
Ich seh', vor ihnen sinken schon Altäre
Und Götzentempel! und die Heere
Der Priester heulen, und Neronen
Erblassen wüthend! und die Thronen
Der Laster krachen, fallen, stürzen! Und die Nacht
Der Welt wird Tag und Licht und Pracht.

Terzett.

1. Lang seufzten wir in dunkeln Hainen:
„Wann wird uns Licht und Sonne scheinen?"
2. Lang bebten wir in Lasterketten:
„Wann kommt ein Retter, uns zu retten?"
3. Lang ächzten wir ein banges Leben:
„Tod, komm, Du Trost, für dem wir beben!"
1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht
1. Licht und Sonne
2. Ruh' und Freiheit } uns gebracht.
3. Freud' und Leben
1. Jetzt wandeln wir und fallen nicht:
Jehovah's Geist giebt Licht!
2. Und führen mit den Lastern Krieg:
Jehovah's Geist giebt Sieg!
3. Und eilen froh zum Himmel zu:
Da lohnt er uns mit Ruh'.
1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht
1. Licht und Sonne
2. Ruh' und Freiheit } uns gebracht.
3. Freud' und Leben
1. Lang seufzten wir in dunkeln Hainen:
„Wann wird uns Licht und Sonne scheinen?"
2. Lang bebten wir in Lasterketten:
„Wann kommt ein Retter, uns zu retten?"
3. Lang ächzten wir ein banges Leben:
„Komm, Tod, Du Trost, für dem wir beben!"
1. 2. 3. Triumph! es hat des Geistes Macht

1. Licht und Sonne
2. Ruh' und Freiheit } uns gebracht.
3. Freud' und Leben

Choral.

(Mel.: Komm, heiliger Geist!)

Du heilige Brunst, süßer Trost,
Du hilfst uns fröhlich und getrost,
In Deinem Dienst beständig bleiben,
Daß Trübsal' nie uns abtreiben.
Herr, Deine Kraft mach' uns bereit
Und stärk' der Seele Mattigkeit,
Daß wir mit Dir hier tapfer ringen
Und einst im Tode zu Dir dringen. Hallelujah!

Cavate.

Und ist denn uns der Geist versagt?
Versagt ein Vater seinen zarten Kindern
Die größte Bitte? Und wer wagt
Des besten Vaters Huld zu mindern?
Du fühlest ja Dein Herz oft mächtig schlagen,
Wenn Du auch halb den Frevel schon gewagt.
Du hörest es ja laut zum Richter klagen,
Selbst wenn es Niemand wagt;
Dann schmilzt Dein harter Sinn
Oft unerwehrt vor Gott in Scham und Thränen hin!
Sieh, das ist Gottes Geist, o Bösewicht,
Der in Dir spricht!
Und Du, o zarte Seele, fühlst Du nicht,
Von Kampf und Flehn und Sorgen müde,
Oft in Dir auf einmal des ganzen Himmels Friede?
Und fühlst alsdann so schöne, warme Triebe
Zur Menschlichkeit und Tugendliebe,
Bis schnell Dein Geist
Sich über Staub und Welt zu Gott und Himmel reißt —
Und schmeckt — und schmeckt — was Du nur weißt,
Der es genießt? — Sieh, das ist Gottes Geist!

Choral.

(Mel. Straf mich nicht in Deinem Zorn.)

Geist der Gnade, laß mein Herz
Stets bei Fehlern schlagen;

Doch laß im Gewissensschmerz
Es auch nicht verzagen!
Schaff in mir
Seelenzier,
Edle Tugendtriebe,
Edle Christenliebe!

Chor 1.

Welche der Geist Gottes treibt,
Die sind Gottes Kinder.

Choral.

Geist des Trosts, der Unschuld Pfand!
Ruf in unsre Seelen,
Wenn uns Zweifel, Unverstand
Und Gewissen quälen,
Dann ruf Du
Himmelsruh'
In die matte Seele,
Daß sie sich nicht quäle!

Chor 2.

Der Geist giebt Zeugniß unserm Geist,
Daß wir Kinder Gottes sind.

Choral.

Geist des Flehens, lehr mein Herz
Unaussprechlich beten,
Und wenn's einst im letzten Schmerz
Bricht mit tausend Nöthen,
Geist der Ruh',
Dann wollst Du
Mächtig mich vertreten,
Mächtig in mir beten!

Schlußchöre.

1. Wenn wir nicht mehr beten können,
Vertritt er uns aufs Beste!
2. Und ruft in unsern Herzen
Mit unaussprechlichen Seufzern:
1. 2. „Abba, lieber Vater!"

Herder, Johann Gottfried von, 1744-1803

Herders Werke

Bd.: 22 : Aus Zeitschriften und Sammelwerken vor der Weimarer Zeit ; Abt. 1

Berlin [1879]